Die Krankheit des Jahrhunderts.

von

Max Nordau.

Zweiter Band.

A. Ballin.

Die Krankheit des Jahrhunderts.

Max Nordau's Schriften:

Paris. Studien und Bilder aus dem wahren Milliardenlande. Zweite vermehrte Auflage. 2 Bände. Preis eleg. geh. 10 Mk.; geb. 12 Mk. 60 Pf. (Leipzig 1882, Duncker & Humblot.)

Paris unter der dritten Republik. Neue Bilder aus dem wahren Milliardenlande. Dritte Auflage. Preis eleg. geh. 6 Mk.; geb. 7 Mk. 50 Pf. (Leipzig, 1881, B. Elischer.)

Ausgewählte Pariser Briefe. Zweite, vermehrte Auflage. (Leipzig, G. Wartigs Verlag.)

Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. Preis brosch. 12 Mk.; geb. 15 Mk. (Leipzig, 1882, B. Elischer.)

Seifenblasen. Geschichten und Skizzen. (Leipzig, Ph. Reclam's Universalbibliothek.)

Der Krieg der Millionen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Preis brosch. 3 Mk. 60 Pf. (Leipzig, 1882, B. Elischer.)

Paradoxe. Vierte Auflage. Preis brosch. 6 Mk.; geb. 7 Mk. 50 Pf. (Leipzig 1886, B. Elischer.)

Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit. Zwölfte Auflage. Preis brosch. 6 Mk.; geb. 7 Mk. 50 Pf. (Leipzig, 1886, B. Elischer.)

Max Nordau's Porträt. Auf chines. Kupferdruckpapier, Folio. Preis 2 Mk. (Leipzig, 1880, B. Elischer.)

Die

Krankheit des Jahrhunderts.

Von

Max Nordau.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von B. Elischer.
1888.

Druck von Oswald Mutze, Leipzig.

1.

Erfolge.

Als Wilhelm am nächsten Morgen gegen halb sieben im Bahnhofe zu Hamburg ausstieg, da fühlte er sich von zwei starken Armen an einen stattlichen Pelzrock gedrückt. Hinter diesem warmen Kleidungsstücke schlug ein noch wärmeres Freundesherz, das von Paul Haber, dem Tags vorher ein Brief Wilhelms mitgetheilt hatte, daß dieser ausgewiesen sei und am folgenden Tage mit dem letzten Zuge kurz vor Mitternacht nach Hamburg reisen wolle, und der es sich nicht hatte nehmen lassen, den Ankömmling trotz der Kälte und Dunkelheit der ungebührlich frühen Stunde am Bahnhof zu erwarten.

Die Begrüßung war kurz und innig. „Sei tausendmal willkommen!“ rief Paul. „Wir wollen trachten, dir hier eine neue Heimat zu bereiten.“

„Du siehst, ich habe zuerst an dich gedacht, als ich mich nach einem Ruheplätzchen in der weiten Welt umsah.“

„Ich habe von dir nicht weniger erwartet. Behalte nur die Ohren steif und lasse dir die unangenehme Geschichte nicht nahegehen.“

Hinter Paul stand ein Diener, dem er Wilhelms Handgepäck übergab, und mit untergefaßten Armen schritten die beiden Freunde dem Ausgange zu, wo ein elegantes Coupé, blau ausgeschlagen, mit einem auffallend hübschen hochbeinigen Fuchs bespannt und einem dicken, langbärtigen Kutscher auf dem Bocke, ihrer harrte.

Wilhelm nannte dem Kutscher einen Gasthof, wo er abzusteigen gedachte. Paul schnitt ihm aber das Wort ab. „Du denkst nicht daran! Nach Hause, Hans, und fahre schneidig!“ Ehe Wilhelm Einspruch erheben konnte, war er in den Wagen geschoben, Paul neben ihm, der Schlag zugeklappt, der Diener auf den Bock geklettert und fort gings, so viel der stolze Fuchs Beine hatte.

Paul besaß seit zwei Jahren eine Villa auf der Uhlenhorst, in der Carlstraße, und dorthin brachte sie der flotte Traber. Unterwegs war Wilhelm schweigsam und Paul begnügte sich damit, seiner angenehmen Stimmung dadurch Ausdruck zu geben, daß er von Zeit zu Zeit dem Freunde auf die Schulter klopfte und die Hand drückte. Nach nicht ganz halbstündiger Fahrt waren sie zur Stelle. Paul duldete nicht, daß Wilhelm in der Vorhalle irgend etwas mit sich vornehme, sondern zog ihn wie er ging und stand in ein Rauchzimmer im

Erdgeschoß, wo Malwine ihm entgegentrat und ihn herzlich, doch nach ihrer ruhigen Art ohne Ueberschwang begrüßte. Sie sah blühend aus, nur war sie vielleicht schon etwas zu stark geworden. Sie trug eine Morgentoilette von rothem Sammet mit Goldspitzen und glich in diesem kostbaren Anzuge einer Fürstin oder Bankiersfrau.

„Sie müssen frieren und müde sein,“ sagte sie, „der Kaffee ist angerichtet, schnell zum Frühstückstisch, damit Sie etwas Warmes in den Leib bekommen. Toilette machen Sie dann.“ Und sie ging hurtig voran in das anstoßende Zimmer, wo eine reich gedeckte Tafel bereit stand, über welcher der duftende Rauch verschiedener dampfender Schüsseln schwebte. Es war ein üppiges Frühstück nach englischer Art; neben Thee und Kaffee gab es Eier, Seezunge, Schinken, Putenbraten, Hummersalat. Dazu verschiedene feine Weine. Ein Diener in Jägertracht wartete bei Tische auf.

Wilhelm schüttelte den Kopf beim Anblick dieser Pracht: „Aber liebe Freundin, um meinetwillen solche Umstände!“

„Du irrst,“ antwortete Paul für Malwine nicht ohne ein Lächeln der Selbstzufriedenheit, „es ist unser gewöhnliches Frühstück, heute wie alle Tage.“

Wilhelm sah ihn überrascht an und fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Ich würde dir nicht geschrieben

haben, wenn ich geahnt hätte, daß du vor Tags aufstehen und das ganze Haus aus dem Schlafe wecken würdest, um mich von der Bahn zu holen."

„Ach, sei doch kein Kind. Wir sind es ja gewohnt, früh aufzustehen. Im Friesenmoor-Hause müssen wir noch zeitlicher heraus."

„Das ist im Sommer."

„Richtig. Dafür lohnt uns aber auch kein Freundesanblick für den Abbruch am Morgenschlummer."

Während sie von den guten Dingen aßen und Paul, der den Kaffee und Kuchen geringschätzte, einen leicht gewärmten alten Bordeaux zum Braten schlürfte, nahm er zwischen zwei Schlücken wieder das Wort: „Als ich deinen Brief bekam, war ich ganz niedergedonnert. Du und ausgewiesen! Der harmloseste, gesetzachtendste Bürger, den ich mir denken kann! Was hast du nur eigentlich angestellt? Mir kannst du es ja sagen."

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt, Paul."

„Na, etwas wird doch wol vorgefallen sein, denn die Polizei trifft eine derartige Maßregel nicht ohne Grund, das denken höchstens ruppige Fortschrittsleute, aber wer unsere Regierungs-Grundsätze und unser Beamtenthum kennt, der glaubt das gewiß nicht."

„Du bist ja sehr regierungsfreundlich geworden."

„Immer gewesen! Aber freilich, angesichts des

Treibens der Oppositionsparteien, werde ich es noch mehr, bis zum Fanatismus."

„Dann wird dir vielleicht allerdings als Verbrechen erscheinen, was ich gethan habe."

„Aha! Also doch."

„Ja. Ich habe zu einer Sammlung für die nothleidenden Angehörigen der ausgewiesenen Sozialdemokraten fünfzehnhundert Mark beigesteuert."

„Das hast du gethan?" rief Paul, legte seine Gabel auf den Teller und starrte Wilhelm verblüfft an.

„Und das scheint dir schrecklich?"

„Hörst du, Wilhelm, du weißt, daß ich dich lieb habe, aber wirklich, du hast nur, was du verdienst. Wie konntest du an einer derartigen revolutionären Kundgebung theilnehmen?"

„Ich sah und sehe darin nichts Politisches. Es handelt sich um Frauen und Kinder, die ihres Ernährers beraubt sind und die man doch nicht verhungern und erfrieren lassen kann."

„Ach, laß mich mit solchen fortschrittlichen Phrasen zufrieden. In Berlin verhungert und erfriert keiner. Der wirklichen Armuth nimmt sich die Behörde ausreichend an. Die Revolutionäre setzen die angebliche Noth dieser Frauen und Kinder geschickt in Szene. Es ist ein Agitationsmittel, eine Waffe gegen die Regierung. Dieses Gesindel spekulirt auf die Thränendrüsen

sentimentaler Dummköpfe. Sie stellen eine Art Kolportageroman her, wo man auf der einen Seite die verfolgte Unschuld in Gestalt bleicher, händeringender Mütter und jammernder Kinder, und auf der andern Seite den triumphirenden Bösewicht in Gestalt eines Schutzmannes oder Polizeibeamten sieht. Daß du auf den Schwindel hineinfallen konntest!"

„Du bedenkst wol nicht, wie grausam es ist, von fremdem Elende so aufgeräumt zu sprechen, wenn man selbst bei einem solchen Frühstück sitzt."

„Bravo, Wilhelm, jetzt wirfst du mir gar meinen Wolstand vor wie der erstbeste Gütervertheiler. Du bist doch nicht am Ende selbst Sozialist geworden, du, der du so vortrefflich gegen das Pack gesprochen hast?"

„Sei ruhig. Ich bin kein Sozialist. Ihre Lehre hat mich bisher nicht überzeugen können. Aber ich habe jahrelang die Noth der Arbeiter aus der Nähe mit angesehen und weiß, daß jeder Mensch, der ein Herz im Leibe hat, verpflichtet ist, ihnen beizustehen."

„Wer sagt denn etwas dagegen? Thun wir nicht Alle unsere Pflicht? Armuth hat es immer gegeben und wird es immer geben, dafür ist aber auch die Wolthätigkeit da. Für die Kranken haben wir Spitäler, für die Alten und Arbeitsunfähigen Versorgungshäuser und Gemeinde-Unterstützung, für arbeitsscheues Gesindel jedoch allerdings nur das Zuchthaus."

„Sehr schön. Und was fängst du mit den ehrlichen Leuten an, die arbeiten wollen und keine Arbeit finden?"

„Wilhelm, ich habe vor dir, deinem Geiste, deinem Wissen immer Hochachtung gehabt, aber verzeihe mir, da redest du von Dingen, die du nicht verstehst. Wer arbeiten will, der findet immer Arbeit. Ich hoffe, du wirst nächsten Sommer bei mir sein. Da sollst du sehen, wie ich in der Erntezeit Blut schwitze, um die nöthigen Arbeiter aufzutreiben, und was ich Alles von den Hallunken einstecken muß, um sie nur bei guter Laune zu erhalten. Einem Gutsbesitzer muß man nicht mit solchen windigen Reden kommen. Leute, die arbeiten wollen und keine Arbeit finden! Laß dir sagen, mein Sohn, daß weder ich noch irgend einer meiner Gutsnachbarn je so viel Leute auftreiben können wie wir nöthig hätten."

„Es kann doch nicht Jeder Feldarbeiter sein!"

„Jetzt triffst du endlich ins Schwarze. Da liegt der Hund begraben. In der Landwirthschaft gibt es noch sicheres Brod für Alle, die ordentlich schaffen können und wollen. Aber das paßt dem Gesindel nicht. Die Arbeit ist ihm zu hart und besonders die Zucht auf dem Gute zu strenge. Das läuft lieber nach der Stadt, das hungert lieber in einer Werkstatt oder holt sich die Lungenfäule in der Fabrik, weil es da freier ist, das heißt, sich die Nächte um die Ohren schlagen

und die Tage nach Belieben blau machen kann, weil es da den Herrn spielt und sich einem General oder Minister gleich dünkt. Natürlich bleibt dann das Elend nicht aus, und statt einzusehen, daß ihre eigene Vernageltheit und Widerborstigkeit daran schuld ist, werden sie gegen die Regierung rebellisch. Ausrotten muß man die Hunde!“

„Paul, ereifere dich doch nicht,“ mahnte Malwine schüchtern, da der Hausherr im Gesichte ganz roth geworden war und zu essen aufgehört hatte.

Wilhelm blieb immer ruhig. „Du hältst also das Sozialistengesetz für gerechtfertigt.“

„Gerechtfertigt? Ich werfe ihm vor, daß es viel zu mild ist. Ein Staat muß sich gegen Todfeinde mit allen Mitteln vertheidigen, auch mit den schärfsten. Lauheit gegen die Feinde der Gesellschaft ist Härte gegen uns, die anständigen, fleißigen Bürger, die arbeiten und etwas vor sich bringen und für ihren wolverdienten Besitz nicht immer zittern wollen, weil Tagediebe, Quaßler und Hungerleider nach Räuberart genießen möchten, ohne sich zu schinden.“

„Mein bester Paul, so spricht Fanatismus und gegen diesen ist mit vernünftiger Rede allerdings nicht aufzukommen. Laß mich dir nur soviel sagen: ich glaube nicht, daß die Sozialisten irgend Jemand berauben wollen, ich glaube nicht, daß sie Feinde des Staates

und der Gesellschaft sind. Sie wollen auch einen Staat und eine Gesellschaft, nur einen andern als den bestehenden; sie haben auch ein Gerechtigkeitsideal, nur ein anderes als das geschichtlich gewordene. In der neuen Ordnung der Dinge, wie sie sich sie denken, haben sie für jeden Menschen, für jeden Gedanken und für unsere ganze Gesittung Platz. Was die regierenden Klassen heute gegen sie sagen, das hat man stets gegen die Anhänger neuer Ideen gesagt. Wer immer an dem Bestehenden das Geringste ändern wollte, der war stets denen, welche aus dem Bestehenden persönliche Vortheile zogen, ein Feind des Staates und der Gesellschaft, ein Räuber und Rebell. Auch die Urchristen hat man so angesehen wie heute die Sozialisten. Man nannte sie Feinde der Menschheit und ließ sie von wilden Thieren zerreißen, was man, vielleicht zu deinem Bedauern, den Sozialisten doch noch erspart. Und trotzdem Löwen und Tiger erheblich schlimmer sind als ausweisende Polizeischreiber, hat die Idee des Christenthums dennoch gesiegt und nichts beweist, daß nicht auch die Idee des Sozialismus siegen wird."

„Unglücksprophet!" rief Paul.

„Nicht nothwendigerweise. Wo wäre das Unglück? Ich bin fest überzeugt, daß der sozialistische Staat vom heutigen Staat nicht wesentlich verschieden sein würde. Nur die Macht würde aus den Händen des grundbe-

sitzenden und dienenden Adels in die Hände einer andern Klasse übergehen. Wer keinen Antheil an der Macht will, dem kann das gleichgiltig sein. Siehst du: die Menschen bleiben immer dieselben und ihre Einrichtungen ändern sich nur sehr allmälig, fast unmerklich, wenn sie auch manchmal den Namen wechseln. Das Christenthum hat den Anbruch des tausendjährigen Reichs versprochen, es ist aber in der Hauptsache Alles geblieben, wie es vorher war. Der Sozialstaat wird auch nicht machen, daß die Sonne im Westen aufgeht und der Tod abgeschafft wird. Es wird im Sozialstaat wie heute Minister, Steuerboten und Gendarmen, Tugend und Laster, Ehrgeiz, Eigennutz, Bedrückung und Nächstenliebe geben und wenn die Sozialisten zur Herrschaft gelangen, werden sie auch bald Ausnahmsgesetze einführen und die Anhänger anderer Meinungen verfolgen, wie man heute sie verfolgt. All das spielt auf der Oberfläche und berührt den Kern der Dinge nicht. Warum sich über ein Schattenspiel aufregen?"

„In praktischen Dingen", erwiderte Paul lächelnd, „glaube ich dir über zu sein, in der Metaphysik bist du mir über. Prophezeiungen gehören aber entschieden in die Metaphysik und so streiche ich die Segel vor dir."

„Das mußt du um so mehr", ließ sich Malwine vernehmen, „als es unverzeihlich ist, daß du gleich eine

große Debatte angefangen hast, während unser armer Freund übernächtig und müde ist."

Es war acht Uhr geworden und Wilhelm hatte wirklich das Bedürfniß, sich zurückzuziehen. Ehe er aber auf sein Zimmer ging, fragte er nach seinem Pathenkinde, dem kleinen Wilhelm. Darauf hatte Malwine sichtlich gewartet; sie eilte zur Thüre, rief in ein Nebenzimmer: „Komm, Willy, komm fix, Onkel Eynhardt ist da und will dich sehen", und gleich darauf kam der Kleine hereingelaufen und sprang Wilhelm jauchzend an den Hals. Willy war bisher das einzige Kind seiner Mutter geblieben, in deren Familie die Frauen schon seit drei oder vier Geschlechtern sehr wenig fruchtbar waren. Er war nun bald sechs Jahre alt, ein schöner, für sein Alter nicht sehr großer, aber urgesunder Knabe mit drallen Waden, blühenden Wangen, den dunkeln Augen seiner Groß-Mutter und langen, hellblonden Locken. Er trug einen allerliebsten Matrosenanzug mit breit zurückgeschlagenem, weiß gesticktem Kragen, darunter ein überquer blau und weiß gestreiftes Tricothemdchen, schwarze Kniestrümpfe und reizende Lackschühlein mit seidenen Bandschleifen. Wilhelm hob diesen kleinen Prinzen in die Höhe, küßte ihn und fragte: „Nun, Willy, kennst du mich denn noch?" Er hatte ihn seit anderthalb Jahren nicht gesehen.

„Gewiß, Onkelchen, wir sprechen ja jeden Tag von

dir", rief das Kind mit heller Stimme. „Bleibst du denn jetzt bei uns?"

„Ja, das soll er", antwortete sein Vater für den Freund.

„Das ist famos! das ist famos!" jubelte Willy und klatschte in die Hände: „Dann wirst du mich reiten lehren, nicht wahr, Onkelchen? Papa hat dazu keine Zeit."

„Ich kann ja selbst nicht reiten", erwiderte Wilhelm lächelnd.

Willy sah enttäuscht zu ihm auf. „Was kannst du denn?"

„Sei artig", fiel Malwine ein, „laß jetzt den Onkel zufrieden und geh auf dein Zimmer. Später sollst du ihn wieder haben."

Willy sprang nach neuen Liebkosungen davon und Paul führte seinen Gast in das ihm angewiesene Zimmer, wo er ihn endlich allein ließ.

Wilhelm hatte Paul im vergangenen Sommer auf seinem Gute besucht, seitdem aber nur in Berlin gesehen. Das neue Haus auf der Uhlenhorst kannte er nicht und er staunte über die gediegene Pracht, die ihm hier überall entgegentrat. Das Gastzimmer war nicht weniger reich als das Rauch- und Frühstückszimmer, die er vorher gesehen hatte, und angesichts dieses geschnitzten breiten Himmelbettes mit reichgefalteten Dra-

perien, dieser schwarzseidenen Sitzgarnitur, dicken Teppiche, hohen geschliffenen Spiegel, dieses marmornen Toilette-Tisches mit unzähligen Gefäßen und Gegenständen aus Porzellan, Kristall und Silber konnte er sich eines Gefühls von Betretenheit nicht erwehren. Sein Freund Paul war ja ein sehr vornehmer Mann geworden!

Das war er in der That. Das Friesenmoor hatte sich zur Goldgrube entwickelt und im ganzen Kreise schätzte man seinen Reinertrag auf hundert oder hundertzwanzigtausend Mark jährlich Paul war längst in der Lage gewesen, sein Kaufrecht auf das Gut geltend zu machen, er hatte dazu noch gegen zweitausend Morgen angrenzenden Moors erworben, allerdings schon zu wesentlich höheren Preisen, und war jetzt der Besitzer eines schuldenfreien, abgerundeten Guts von zwölftausend Morgen, das die Bewunderung und den Stolz der Gegend bildete. Er hatte die Bewirthschaftung des Moors, die noch vor sechs Jahren eine kühne Theorie war, mittlerweile zu einer höhern Wissenschaft ausgebildet und seine Methoden, deren Vortrefflichkeit nahezu tropisch üppige Ernten und unausgesetzt wachsender Reichthum bezeugten, fanden allenthalben emsige Nachahmung. Paul Haber war weit und breit als die erste Autorität der Moorwirthschaft anerkannt. Die Regierung, auf seine Erfolge längst aufmerksam geworden, behielt seine Thätigkeit stets im Auge und ließ sich vom Land-

rath über die Fortschritte seines Gutes regelmäßig Bericht erstatten. Junge Leute aus den besten Familien des Landes bewarben sich um die Erlaubniß, bei ihm ein Jahr als Volontärs oder Praktikanten zu dienen. Fremde Regierungen schickten Professoren, Dozenten und praktische Landwirthe zu ihm, theils blos um seine Anlagen zu besichtigen, theils um unter seiner Anleitung arbeitend seine Methode zu erlernen und in ihr Vaterland zu verpflanzen. Paul war mehr als ein Gutsbesitzer, er war eine Art Professor, der unter freiem Himmel oder im eleganten, mit Jagdtrophäen geschmückten Herrenzimmer des Friesenmoor-Hauses ungezwungene Vorträge hielt, bei welchen ihn stets eine Schaar eifriger und bewundernder Hörer verschiedener Nationalität und meist vornehmen Ranges umgab.

Die äußeren Ehren blieben unter solchen Verhältnissen natürlich nicht aus. Vor zwei Jahren war er zum Premier-Lieutenant in der Landwehr befördert worden. Eine ganze Reihe ausländischer Orden schmückte seine Brust und als ihn im vergangenen Jahre der Minister für Landwirthschaft in Begleitung des Regierungs-Präsidenten und Landraths besuchte, fügte er ihnen den Kronen-Orden vierter Klasse hinzu. Paul saß im Kreis-Ausschusse und Provinzialrathe, und wenn er nicht auch Landtags-Abgeordneter und Reichstagsmitglied war, so erklärte sich dies blos durch seine

Abneigung gegen den Parlamentarismus, den er eine unfruchtbare Kraft- und Zeitvergeudung nannte. In der Provinz stand er in hohem Ansehen und man bewies es ihm, indem man ihn einstimmig zum Vorsitzenden auf Lebenszeit des Moorkultur-Vereins wählte, den seine Nachahmer und Bewunderer gründeten und dem die ersten Gutsbesitzer des ganzen deutschen Nordens angehörten.

Diese Verhältnisse wirkten auch auf Pauls Wesen zurück. In seinem Aeußern suchte er jetzt nicht mehr einem forschen Berufs-Offizier, womöglich von der Garde, sondern einem Landedelmann aus altem Hause ähnlich zu sein. Der dichte blonde Schnurrbart war nicht mehr kühn emporgezwirbelt, sondern wagrecht gerade gestrichen und lang ausgezogen. Mit der idealen Scheitelung des Haupthaars war es ohnehin vorbei, da vornehme Kahlheit die Stelle der ehemaligen Fülle einnahm und dem Coiffeur nur noch die Finanzkünste der Anleihe und Bedeckung gestattete. Sein Bäuchlein hatte Alles gehalten, was es in jungen Jahren versprochen, und rundete sich stattlich in dem knappen Reitbeinkleid aus feinstem Gemsleder. Paul war in seiner Tracht noch immer von ausgesuchter Eleganz, nur bewegte sich diese jetzt nicht in Salonlinien, sondern hatte bucolischen Styl und Charakter. Er trug hochschäftige Lackstiefel mit kleinen geknöpften Sporen aus Silber, die vorhin

erwähnten Lederbeinkleider, eine graue Joppe mit grünen Klappen und großen Hirschhornknöpfen, dazu ein blaues Seidenhalstuch mit großen weißen Tupfen, das in einem losen Knoten geschlungen war und dessen Enden frei flatterten, einen kunstvoll geknitterten weichen Filzhut und in der rothbehandschuhten Hand eine kleine Reitgerte mit ziselirtem Goldknauf. Das war Alles bei höchster Feinheit musterhaft geschmackvoll und klagte in keiner vordringlichen Einzelheit einen Emporkömmling an.

Das macht: Paul war eben kein Emporkömmling, sondern ein Mann, der die Empfindung hatte, dorthin gelangt zu sein, wohin er nach Natur und Recht gehörte. An ängstlicher Bescheidenheit hatte er ja nie gelitten und seine Erfolge hatten sein Selbstgefühl natürlich noch gesteigert; aber dieses war nicht vorlaut zänkisch und gewaltthätig wie eines, das sich bei widerstrebenden Urtheilen Geltung erzwingen will, sondern ruhig und natürlich, da ihm volle Anerkennung von allen Seiten freiwillig entgegengebracht wurde. Er glaubte an sich und hatte Recht, da auch alle Anderen an ihn glaubten. Er sprach mit Autorität, denn er sah nur Leute um sich, die mit Achtung und zum Theil mit Bewunderung an seinen Lippen hingen. Behauptungen und Urtheile formte er mit überlegener Sicherheit, aber er durfte es, denn sie betrafen immer nur Dinge, von denen er mehr verstand oder zu verstehen überzeugt war als die meisten

Menschen. Auch sein Reichthum stieg ihm nicht zu Kopfe, sondern wirkte auf ihn nur, wie ein mäßiger Trunk auf Jemand, der viel vertragen kann. Er gönnte sich das volle Maß der Lebens-Annehmlichkeiten, das er sich mit seinem Einkommen verschaffen konnte, aber er that es sich zu Liebe, nicht im Hinblick auf die Anderen, es war ihm nur um das eigene Behagen, nicht um den äußern Glanz zu thun. Er hielt auf schöne Pferde und Hunde, ausgezeichneten Tisch und Keller und ausreichende, geschulte Bedienung. Dagegen vermied er jeden gesellschaftlichen Aufwand, war kein Gast bei Rennen und besuchte keine Modebäder, gab keine prunkvollen Soiréen und hatte keine Loge im Stadt- oder Thaliatheater, gehörte keinem Club an und spielte kein hohes Spiel. Seine Frau trug vielleicht etwas mehr Schmuck und hielt sich vielleicht etwas peinlicher an die allerneuesten Pariser Moden, als auf dem Friesenmoor und selbst auf der Uhlenhorst unbedingt nöthig war, da sie aber in ihrem Wesen einfach und natürlich blieb, so konnte man sie wegen dieser kleinen erblichen Schwäche noch nicht protzig nennen.

Seiner Familie gegenüber benahm sich Paul musterhaft und darin zeigte es sich am deutlichsten, daß er in die Höhe gekommen, aber kein Emporkömmling war. Fast alle seine zahlreichen Geschwister und Schwäger hatten ihm eine Förderung oder geradezu

die Versorgung zu verdanken. Einige waren auf seinem Gute angestellt, andere hatte er in der Moorkultur ausgebildet und es war ihnen dann leicht gewesen, mit seiner Empfehlung glänzende Brodstellen als Gutsverwalter oder Domänen-Pächter zu finden, und zwei seiner Brüder hatten es schon zum königlichen Amtmann gebracht. So konnte er sich mit Genugthuung sagen, daß er alle Lebenspflichten eines Muster-Menschen und Bürgers weit über das Unerläßliche hinaus erfüllt habe.

Für Wilhelm empfand Paul noch immer die zärtliche Freundschaft der Jünglingstage, nur war sie, ihm selbst unbewußt, etwas väterlich geworden, trotzdem der Altersunterschied zwischen ihnen nur ein Jahr ausmachte; sie hatte eine leichte Beimischung von dem schonenden, rücksichtsvollen Mitleid, das starke Menschen für ein schwächeres und unvollkommeneres Geschöpf empfinden.

Am Tage seiner Ankunft ließ Paul seinen Freund allein, damit er sich ausruhen könne. Am nächsten Morgen aber klopfte er früh an seine Thüre und rief: „Kann man hinein?"

„Gewiß!" tönte es von innen heraus und in der sich öffnenden Thüre wurde Wilhelm angekleidet und ganz zur Musterung fertig sichtbar.

„Du bist noch immer der alte Frühaufsteher, das ist brav," sagte Paul und klopfte ihm auf die Schulter.

„Du ja auch!" erwiderte Wilhelm lächelnd.

„Ich? das ist etwas Anderes! Ich bin Gutsbesitzer und bei uns gilt das Sprichwort: Das Auge des Herrn macht das Vieh fett. Deine Bücher aber werden nicht bei Tagesanbruch getränkt und gefüttert. Da du nun so weit bist, so komme hinunter, wir plaudern beim Frühstück."

Unten empfing ihn Malwine mit freundlichem Lächeln und Händedruck. Sie trug an diesem Morgen einen blauen Sammetschlafrock mit langer Schleppe und bunter Seidenstickerei auf Brust und Aermeln und ein Häubchen aus Blonden mit blauer Bandgarnitur. Der Tisch war wieder so reich gedeckt wie Tags vorher.

„Ich habe die Absicht, Wilhelm, dich auf das Gut mitzunehmen. Wir haben heute eine Jagd, das Wetter ist schön, es wird dich angenehm zerstreuen."

„Danke, Paul, ich bitte dich aber, lasse mich lieber hier. Ich bin kein Jäger, das kannst du wol wissen."

„Was man nicht ist, das kann man werden. Niemand ist als Jäger geboren. Oder richtiger: der Mensch ist wol als Jäger geboren, aber er verdummt im leidigen Stadtleben und muß die Urkunst unserer Ahnen später mühselig wieder erlernen. Uebrigens brauchst du kein einziges Körnchen Pulver zu verbrennen. Es ist mehr wegen der gesunden Bewegung im Freien, wegen des Anblicks des Friesenmoors im Winterkleide und wegen der Gesellschaft, die dich interessiren wird.

Es sind Gutsnachbarn, fast Jeder ein Charakterkopf: der alte Baron Hüning, der den Krimkrieg als englischer Offizier mitgemacht hat, der Kammerherr von Swerte, der voll kurioser Hofgeschichten steckt, der Graf Olderode, der trotz seines Podagra einen Luftsprung machen wird, wenn ich dich als meinen liebsten Freund auf der Welt vorstellen und hinzufügen werde, du seist eben unter dem Sozialistengesetze aus Berlin ausgewiesen worden. Und dann meine Volontärs. Schneidige junge Leute. Es ist jetzt unter ihnen ein russischer Prinz und ein engster Landsmann, ein junger Edelmann aus der Mark, Reserve-Offizier bei den rothen Husaren. Na, sei ein bischen forsch, komm mit."

„Du bist zu gütig, aber ich ziehe es wirklich vor, deinem podagrischen Grafen den Luftsprung zu ersparen."

„Der Herr Doctor hat Recht," mischte sich Malwine ins Gespräch, „das ist auch ein Gedanke, ihn mir zu entführen, nachdem er kaum bei uns warm geworden ist. Bleiben Sie, Herr Doctor, heute ist mein Jour und Sie sollen Nachmittag einige reizende junge Mädchen kennen lernen. Das wird Sie mehr interessiren als Pauls alte Kammerherren."

„Auch gut", lachte Paul, „aber nimm dich in Acht, Wilhelm, ich spüre etwas. Malwine hat Absichten auf dich. Sie will dich verheiraten. Wenn du mitkommen

würdest, so wärst du Jäger. Bleibst du aber, so wirst du das Edelwild sein."

„Und wenn auch?" erwiderte Malwine. „Es ist doch vernünftiger, sich von einem hübschen Mädchen fangen zu lassen als arme Hasen und Wasservögel umzubringen."

Paul bestand nicht weiter auf seiner Einladung und fuhr einige Minuten später davon, um erst am folgenden Tage Mittags wiederzukommen. Malwine aber machte ihre Drohung wahr und zwang Wilhelm mit sanfter Gewalt, ihr beim Nachmittags-Kaffee Gesellschaft zu leisten, sich allen Besucherinen vorstellen zu lassen und an deren Unterhaltung theilzunehmen. Bei der Vorstellung empfand Malwine einige Verlegenheit. Erst jetzt wurde ihr klar, daß ihr lieber Gast eigentlich Nichts und Niemand war. Sie fühlte peinlich die Kahlheit seines Namens und unscheinbaren Doctor-Titels und den Mangel irgend einer Bezeichnung, die sie etwa hinzufügen konnte, um ihn der besondern Aufmerksamkeit ihres Damenkreises zu empfehlen. Nicht Rittergutsbesitzer, nicht Professor, nicht einmal Dozent. Auch „der berühmte Herr Doctor Eynhardt" konnte sie mit gutem Gewissen nicht sagen. Selbst Offizier war er nicht und ihn als „den schönen Doctor Eynhardt" vorzustellen, ging doch nicht an. Zum Glück bedurfte es des letztern Beiwortes nicht. Die Damen der Kaffee-

Gesellschaft merkten auch ohne Nachhilfe, welch auffallend schöne Mannes-Erscheinung dieser Herr mit den mädchenhaften Wangen, dem rabenschwarzen seidenen Bart und Haar und den glänzenden Schwarzaugen war, und reizende Lippen zogen ihn fortwährend in das Gespräch, das, gebildet und umfassend, sich vom Winterwetter bis zur kürzlich geschlossenen Pariser Weltausstellung und von Sarasate bis zu Vischers eben erschienenem Roman „Auch Einer“ bewegte. Wilhelm hatte zu all diesen bedeutenden Themen nichts zu sagen und blieb einsilbig oder ganz schweigsam, so daß die meist sehr aufgeweckten Damen alsbald zu der Ueberzeugung gelangten, er sei eben so beschränkt als schön, wie das ja meistens der Fall sei.

Beim Abendessen wurde Malwine nicht müde, Wilhelm zu fragen, wie ihm diese Brünette gefallen habe, was er zu jener Blondine sage und welchen Eindruck die pikante Kleine mit dem übermüthigen Krauskopfe auf ihn mache. Als er ihr aufrichtig gestand, er habe keine der jungen Damen besonders bemerkt und entsinne sich ihrer kaum, da wurde sie sehr entmuthigt. Es war entschieden schwer, diesem ungeschickten Menschen zu helfen. Alle drei Mädchen, nach denen sie gefragt, waren reiche Erbinen, dazu schön und gebildet, was wollte er eigentlich?

Ach, er wollte ja nichts, als daß man ihn in Ruhe

lasse, und das war eben das Betrübende. Malwine hatte es sich in den Kopf gesetzt, Wilhelm zu verheiraten, und zwar ausgezeichnet zu verheiraten. Ihre Schwärmerei für ihn war längst anderen, minder beunruhigenden Gefühlen gewichen, wie sie sich für eine tadellose Gattin, Mutter und Gutsbesitzerin ziemen. Sie war ihm dafür verpflichtet, daß er rechtzeitig ihren einstigen kindischen Herzensirrthum erkannt und berichtigt hatte. Ein Unbehagen erfaßte sie, wenn sie bedachte, daß es auch anders hätte kommen können. Was wäre sie heute als Frau Doctor Eynhardt? Eine Frau ohne großes Vermögen, ohne gesellschaftliche Stellung, ohne Ansehen und zur Stunde sogar unstät und landfahrend. So aber war sie eine vornehme und reiche Gutsbesitzerin, bei der die beste Gesellschaft von Hamburg und dem Lüneburger Kreise verkehrte und die wie eine kleine Königin über eine zahlreiche Dorfschaft von Hintersassen herrschte, und das verdankte sie diesem braven, diesem lieben Paul, der ihr in bald siebenjähriger Ehe noch keine Minute des Kummers bereitet, ihren Augen noch keine Thräne gekostet hatte. Aus der Erkenntlichkeit für dieses Schicksal, das ihr Wilhelm wesentlich mit bereiten geholfen, und aus den unbewußten Nachklängen der einstigen Verliebtheit war eine tiefe Freundschaft für ihn hervorgegangen, deren ungewöhnliche Wärme allein einem geübten Seelen-Zergliederer ihre verborgenen Ursprünge

verrathen hätte. Sie wollte ihn glücklich sehen, sie dachte ernstlich darüber nach, was ihm zum Glücke fehle, und sie fand, das dies nur eine hübsche und möglichst reiche Frau sei. Diese wollte sie ihm also schaffen und das konnte sie leicht, da sie in einem Kreise lebte, in welchem es eine ganze Auswahl von Goldfischchen gab.

Wenn er sich nur ein wenig entgegenkommender gezeigt hätte! Die jungen Damen, denen er sichtlich wolgefiel, konnten ihm doch nicht zuerst eine Liebeserklärung machen! Er jedoch saß am nächsten Donnerstag ebenso wie am ersten still und hölzern in der munter schwatzenden Gesellschaft da und näherte sich keinem Mädchen, zeichnete keines aus. Dann aber mußte Malwine ihre wolmeinenden Manöver eine Weile unterbrechen, denn am dritten Donnerstag war Weihnachten und ihr Jour fiel wegen der Vorbereitungen für den Christbaum aus.

Zum Feste kamen, wie regelmäßig, seit Paul das Haus auf der Uhlenhorst besaß, Frau Brohl und Frau Märker aus Berlin. Letztere war sehr stark geworden und in ihrem Haar wurden die ersten Silberfäden sichtbar. Sonst aber sah sie blühend aus und war so schweigsam wie immer. Die alte Frau Brohl war staunenerregend. Es hatte sich nichts an ihr geändert und die Jahre gingen machtlos an ihr vorüber. Sie war so gebeugt und so bleich und in ihren Bewegungen

so langsam wie je, ihre braunen Augen blickten nach wie vor matt und ihre leise, seufzende Stimme hatte den alten leidenden Klang. Aber ihr Appetit war eher noch etwas kräftiger geworden und von einer oder zwei Erkältungen in den Wintern abgesehen, hatte sie alle die Zeit her keine kranke Stunde gehabt.

Natürlich kam die Großmutter nicht mit leeren Händen. Sie brachte zwei Kisten mit, von denen die eine eine große Anzahl Gläser voll ausgezeichneten Dunstobstes enthielt, das Malwine noch immer Allem vorzog, was ihr eigenes, hochbezahltes Küchengesinde hervorbringen konnte, während die andere mit einer Sammlung auserlesener Handarbeiten gefüllt war. Beim Auspacken des Schatzes zeigte sich, daß die Erfindungskraft der Siebzigerin noch überraschend war. Dem Hausherrn wurde eine Jagdtasche bescheert, aus rothen und blauen Glanzleder-Streifen geflochten und geknüpft, an indianischen Stil anklingend, seltsam und natürlich unbrauchbar. Malwine bekam einen seidenen Spitzenschleier, dessen Muster aus einer Anzahl großer Malven bestand, eine gefällige Anspielung auf ihren Namen. Frau Brohl hatte anderthalb Jahre lang an dem Meisterwerke geklöppelt. Für den kleinen Willy war mit Rücksicht auf die vornehmen Neigungen, die man beim Erben eines Großgrundbesitzers voraussetzen durfte oder nöthigenfalls erwecken mußte, ein Flobert-Gewehr

da, dessen Riemen in ganz neuer Technik, durch Ausschneiden einer dünnen Schichte des Leders und Goldstickerei, mit Arabesken und Figuren geschmückt war. Für das Haus im Allgemeinen waren einige Arbeiten aus Tannenzapfen und kleinen Seemuscheln bestimmt.

Der Christbaum, der im großen Salon des Erdgeschosses aufgerichtet war, reichte fast bis an die Decke. Es war ein prächtiger, schlanker Tännling, so frisch und harzduftig, daß er noch vom lebenden Waldodem umwittert schien. Zum Anzünden versammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft; außer der Familie die vornehmeren Volontärs vom Gute, einige Nachbarn von der Uhlenhorst mit fünf oder sechs kleinen Kindern und der Kammerherr von Swerte mit seiner gnädigen Frau Gemahlin. Das Paar war kinderlos und um den Christabend nicht allein zu verbringen, hatte es Pauls Einladung angenommen und sich eigens von seinem Schlößchen bei Rönneburg nach der Uhlenhorst begeben.

Der Kammerherr hatte die Ehren des Abends. Paul nahm Gelegenheit, Wilhelm zuzuflüstern: „Herr von Swerte ist aus dem Hause Hellebrand. Eine der vornehmsten Familien des Landes. Eine rasend alte Gesellschaft!" Die alte Frau Brohl hatte am Frackschoß das goldene Litzchen, das Abzeichen der Kammerherrn-Würde, bemerkt und operirte geschickt in der Weise, daß sie häufig seine hintere Ansicht zu sehen bekam und das

stolze Zeichen mit stiller Ehrfurcht bewundern konnte. Die Kinder freilich hatten für dergleichen noch keinen Sinn, sondern jubelten und tobten um den strahlenden Tannenbaum, der sie mit den prächtigsten Bescheerungen überschüttete. Willy bekam eine Husarenoffizier-Uniform mit Säbel, Portepée, Sporenstiefeln, kurz Allem, was dazu gehört, und ruhte nicht, bis man sie ihm auf seiner Stube angezogen hatte und er vor der Gesellschaft in der martialischen Tracht erscheinen konnte. Seiner Mutter wurden vor Stolz und Rührung die Augen feucht, als Herr von Swerte den kleinen Krieger emporhob und küßte und laut sagte: „Na, mein lieber Herr Haber, das wird ja mal einen strammen Reiteroffizier geben!“

Beim Festmahle kam Wilhelm neben Frau Brohl zu sitzen. Die alte Frau konnte ihn noch immer gut leiden und vergaß es ihm nicht, wie anständig er sich in einer kritischen Lage benommen und mit welcher bescheidenen Selbsterkenntniß er eingesehen hatte, daß er für ihre Enkelin nicht der richtige Mann wäre.

In ihrem Bemühen, ihm etwas Angenehmes zu sagen oder doch von Dingen zu sprechen, die ihn interessiren konnten, fiel ihr plötzlich etwas ein und sie sagte zwischen dem Fisch und dem ersten Braten: „Wissen Sie schon die Geschichte von Ihrer alten Flamme, der Frau von Pechlar?“

Wilhelm sah sie überrascht an und wechselte die Farbe.

Frau Brohl merkte nichts, sondern fuhr in ihrem leisen, klagenden Tone fort: „Sie hat Ihr Schutzengel bewahrt, Herr Doctor. Sie wären schön angekommen, wenn Sie Fräulein Ellrich geheiratet hätten. Man hat schon seit Jahren allerlei gemunkelt, aber jetzt ist es zum offenen Skandal gekommen. Sie hat Herrn von Pechlar verlassen und ist mit einem Grafen durchgegangen, der ihr schon lange den Hof gemacht hat. Wie es heißt, soll sie mit ihm nach Italien gereist sein.“

Wilhelm sagte nichts, aber er war selbst erstaunt, daß es ihm bei der Mittheilung einen jähen Stich in's Herz gab, daß er den ganzen Abend beklommen athmete und, obgleich er spät zu Bette ging, vor dem Einschlafen noch stundenlang an sie denken mußte, die er einst geliebt hatte und die nun den Abhang der Sünde hinabtaumelte. Warum that ihm der Gedanke so weh? Er liebte sie doch längst nicht mehr! Heilen Herzenswunden so schwer und unvollkommen, daß die Narbe bei unvorsichtiger Berührung noch nach einem Jahrzehnt heftig schmerzt? Oder beklagte er einfach die Beschmutzung eines Bildes, das bisher in seiner Erinnerung köstlich eingerahmt gewesen und rein geglänzt hatte? Er wußte

es selbst nicht, aber er blieb tagelang verstimmt bis zur Niedergeschlagenheit.

Der Sylvesterabend wurde in Erwiderung der Höflichkeit des Kammerherrn bei diesem gefeiert. Die ganze Familie Haber mit Frau Brohl und Frau Märker, der „weißen“ und der „braunen Großmama“, wie der kleine Willy sie zur Unterscheidung nannte, fuhr Nachmittags über Harburg nach Rönneburg, Wilhelm aber konnte nicht bestimmt werden, sie zu begleiten. Paul setzte ihm zu wie ein Inquisitor, Malwine schilderte mit ungewöhnlicher Beredsamkeit die Trostlosigkeit einer einsamen Neujahrsnacht, Frau Brohl wies darauf hin, wie angenehm es sei, ein Fest in Gesellschaft von lauter reichen Leuten zu feiern, und selbst der kleine Willy bat: „Komm mit, Onkelchen, komm mit, du wirst unterwegs auf mich Acht geben.“ Da indeß Alles nichts fruchtete, überließ man ihn endlich seinem Schicksal und er blieb allein im Hause zurück.

Die anbrechende Nacht fand ihn am Schreibtisch in Pauls Bibliothekzimmer, den Kopf in die Hand gestützt und sinnend. Er tauchte schließlich aus seiner tiefen Träumerei auf und schrieb folgenden Brief an Schrötter:

„Mein hochgeehrter Freund!

„Ich will auch heute einer nun schon achtjährigen Gewohnheit nicht entsagen, sondern den Sylvesterabend

mit Ihnen, dem Menschen, der mir in der Welt am nächsten steht, verbringen. Ich bin allein in der reichen Villa, das Gesinde scheint sich unten bei Punsch und Gänsebraten zu vergnügen, Paul ist mit den Seinigen über Land gereist, auf das Schloß eines Gutsnachbars, der ihm sichtlich sehr imponirt, und ich kann ungestört mit Ihnen plaudern.

„Ich wollte, Sie könnten jetzt wie ich einige Zeit in Pauls Intimität leben; Sie würden über ihn in fröhliches Staunen gerathen. Er hat sich wunderbar logisch entwickelt und bietet nun den für einen künstlerischen Sinn stets äußerst interessanten Anblick einer Individualität, deren sämmtliche Anlagen sich unter der denkbar höchsten Gunst der Verhältnisse bis zu der ihnen überhaupt erreichbaren Wachsthums-Grenze ausgestaltet haben. Paul ist der Idealtypus unserer norddeutschen Gutsbesitzer geworden. Er ist ultrakonservativ und findet das Sozialistengesetz zu mild. Er verabscheut den Parlamentarismus, möchte aber, daß der Landrath nicht das Recht habe, ohne Zustimmung der Gutsbesitzer des Kreises auch nur einen Gendarm anzustellen, und schwärmt für die Gutspolizeigerechtsame. Sein einziges Journal außer dem Kreisblättchen ist die Kreuzzeitung, in der Rang- und Quartier-Liste ist er ein Gelehrter und auf dem Schreibtisch, an dem ich diesen Brief schreibe, liegen Jahrgänge des Gotha'schen

Taschenbuchs der Gräflichen und Freiherrlichen Häuser umhergestreut. Er hat für seine Unterthanen — ich glaube, er nennt seine Arbeiter seine Unterthanen — eine wahrhaft väterliche oder landesherrliche Fürsorge, aber ich bezweifle nicht, daß er den besten von seinen Leuten mitten im Winter mit Hunden vom Gute hetzen lassen würde, wenn er nicht während der ganzen Dauer eines Gesprächs mit dem Hut in der Hand vor ihm stände. Das einzige Weltgeheimniß, das ihn einigermaßen beschäftigt, ist die muthmaßliche Gestaltung des Wetters in der Erntezeit. Der Lauf der menschlichen und außermenschlichen Ereignisse erweckt nur in so fern sein Staunen, seine Zweifel, seine Unruhe, als sie ein Sinken der Getreidepreise herbeiführen. Er versteht nicht, wie man ein anderes Lebensziel haben könne als erfolgreiche Landwirthschaft zu treiben. Seine Thätigkeit befriedigt ihn voll und zwischen einer angenehmen Frau und einem geliebten Kinde wäre er das nach allen Fabeln und Sprichwörtern nicht zu findende Beispiel eines ganz glücklichen Menschen, wenn ihm nicht eins fehlte: das Wörtchen „von" vor seinem Namen. Ich hoffe, er wird nicht sterben, ohne es zu erlangen, und dann wird die Erde einen Sterblichen getragen haben, der uneingeschränktes Glück gekannt hat.

„Indem ich Ihnen dies schreibe, macht mir mein Gewissen einen Vorwurf. Bin ich nicht lieblos gegen

den guten Paul, der für mich eine wirklich rührende Anhänglichkeit hat? Ist es nicht undankbar, so kühl einen Freund zu beurtheilen, dessen Treue bisher jede Prüfung herrlich bestanden hat? Er umgibt mich mit unerschöpflicher Liebe und sucht immer nach etwas, was mir Freude machen könnte. Er ist leidenschaftlicher Jäger — seine einzige Leidenschaft übrigens, so weit ich sehen kann — und dringt zweimal wöchentlich in mich, ihn auf seinen Jagdzügen zu begleiten. Er spielt meisterhaft Skat und will mein Leben mit den Genüssen bereichern, welche dieses tiefsinnige Spiel nach seiner Behauptung den Adepten gewährt. Wenn ich furchtsam andeute, daß ich ihn verlassen möchte, um für mich zu wohnen, sehe ich in seiner Miene so ehrliche Kränkung und Betrübniß, daß ich nicht den Muth habe, darauf zu bestehen. Und Frau Haber, die gute Seele, die mich durchaus verheiraten und auf diese Weise glücklich machen will! Ich und heiraten! Was soll ich einer Frau bieten? Liebe? Dazu bin ich zu arm an Illusionen. Weltliche Freuden? Gesellschaften? Theater? All das ist mir ein Greuel. Und überdies — ich bezweifele, daß ich ein Recht habe, einem Wesen das Leben zu geben, dessen Geschicke ich nicht bestimmen kann und dessen Dasein sicher an Qual und Kummer reicher sein wird als an Befriedigungen, und ich weiß bestimmt, daß ich kein Recht habe, ein

munteres Mädchen zum Denken zu erziehen und ihm für seine Sorglosigkeit eines spielenden Thierchens mein eigenes aussichtsloses Grübeln und nicht zu befriedigendes Sehnen zu geben.

„Bei alledem steigen in mir schwere Zweifel auf. Kommt es mir denn überhaupt zu, mit überlegenem Spotte von Paul zu sprechen und ihn von Oben herab anzusehen? Ich frage Sie, wie ich in diesen letzten drei Wochen täglich mich gefragt habe: ist nicht er der Weise und ich der Thörichte, er der Nützliche und ich der Schmarotzer? er das wirkliche und ich das scheinbare Leben? Daß er glücklich ist, habe ich schon gesagt; daß ich es nicht bin, weiß ich. Seine Methode führt also zur Befriedigung, meine nicht. Er hat ein Kind in die Welt gesetzt und weiß zwar nicht, was einst dessen Geschicke sein werden, sieht aber einstweilen ebenso wie ich und wie Jeder, der nicht blind ist, daß es sein Haus wie mit Sonnenschein und Wärme erfüllt. Er gibt Hunderten Brod. Das ist zwar für das Weltganze ohne Bedeutung und ich weiß, daß nicht viel daran liegt, ob auf der Erdoberfläche eine Anzahl dumpfer Menschenthiere ihr Wesen treibt oder nicht. Aber die Betreffenden haben doch angenehme Empfindungen dabei, wenn sie Dank der Thätigkeit Pauls täglich ihren Tisch gedeckt finden. Ich kann mich solcher Wirkungen nicht rühmen. Das einzige Gute, das ich meinen Mitmenschen

erweisen konnte, ging nicht von mir, sondern von unserem Dörfling aus, dessen Wille zum Wolthun sich meiner Hand bediente. Mein eigenes Mitleid, meine eigene Liebe zu unseren Gefährten in der Unwissenheit und im Leid ist unfruchtbar und ohne Nutzen für Irgendjemand und häufig scheint es mir, daß ich eigentlich ein arger, verdammenswerther Selbstling bin.

„Wenn ich wenigstens in der Philosophie, die mir meine Weltanschauung gegeben, folgerichtig sein könnte. Aber ich bin nicht einmal dazu fähig. Ich messe grundsätzlich der Erscheinung keine Bedeutung bei. Maja zählt mich nicht unter ihre Anbeter. Was sind Häuser? Was sind die Larven, die sie bewohnen? Schein, Vergänglichkeit, ein Trug der Sinne. Und doch muß ich fühlen, daß mir die Häuser fehlen, die gerade in Berlin stehen, und daß ich mich unsagbar nach der Larve sehne, die Doctor Schrötter heißt. Daß ich ein willenloses Spielzeug unbekannter Gewalten bin, das ist mir von Neuem bewiesen worden, denn wieder, wie schon einigemal in meinem Leben, und immer an entscheidenden Wendungen desselben, hat eine äußere Gewalt in meine Geschicke eingegriffen und gegen alle meine Absichten über mich verfügt, indem sie mich aus Berlin und von Ihnen entfernte. Aber meine Einsicht gibt mir doch nicht die Kraft, dieses Unvermeidliche schweigend und gefaßt hinzunehmen.

„Genug. Ich will Sie nicht betrüben. Nur so viel möchte ich noch sagen, daß das Leben wirklich schwerer zu tragen ist, als ich gedacht hätte.

„Leben Sie wol, mein hochverehrter Freund, grüßen Sie Bhani, die hoffentlich unter diesem harten Winter nicht zu sehr leidet, herzlich von mir und glauben Sie an die innige Freundschaft und Ergebenheit Ihres

Wilhelm Eynhardt."

Drei Tage später erhielt Wilhelm folgende Antwort von Schrötter:

„Liebster Freund!

„Ihr dankenswerth ausführlicher Neujahrsbrief hat mich um der Stimmung willen, die er widerspiegelt, recht betrübt. Ich glaube aber, diese Stimmung erklärt sich daraus, daß Sie aus Ihren gewohnten Verhältnissen herausgerissen sind, sich von Habers Gastfreundschaft gedrückt fühlen und in Betreff Ihrer Zukunft noch nichts beschlossen haben, und ich hoffe, daß sie sich bessern wird, wenn sich erst diese drei Umstände geändert haben.

„Ich habe immer gefunden, daß Haber bei guten Herzens- und Charakter-Eigenschaften ein durchaus gewöhnlicher Mensch ist, und Ihre Wahrnehmungen stimmen vollständig mit meinem Urtheil überein. Dennoch begreife ich, daß der Anblick seiner Lebenserfolge

und Selbstzufriedenheit Sie nachdenklich macht und die Frage anregt, ob seine Philosophie, wenn ich so sagen darf, oder die Ihrige die richtige ist. Das ist eine große Frage und ich maße mir nicht an, sie zu beantworten. Weder im Allgemeinen noch in Ihrem besondern Fall. Letzteres schon aus dem Grunde nicht, weil Ihr Leben eigentlich erst anfängt. Sie sind noch nicht 34 Jahre alt, Sie können noch Großes und Größtes leisten, und wer weiß, ob nicht gerade dieselben Eigenschaften, die Ihr Dasein bisher zu einem thatenlosen gemacht, Sie in der Folge befähigen werden, Dinge zu thun, neben denen die Errungenschaften eines Haber bis zur Unsichtbarkeit zusammenschrumpfen. Dagegen bin ich nicht im Zweifel darüber, daß, von Ihrer und seiner Lebensführung abgesehen, Ihre Art besser und vornehmer ist als die seine.

„Die Menschheit gleicht einem Thurm mit vielen Stockwerken. Manche Leute bewohnen die niedrigeren, manche die höheren. Die Bewohner des Keller- und Erdgeschosses können in ihrer Art ganz gute, ordentliche und lobenswerthe Menschen sein, sie werden dennoch nie dieselbe Fülle des Lichts, dieselbe Reinheit der Luft und Weite des Gesichtskreises haben wie die, welche die höheren Stockwerke bewohnen. Sie nun, mein lieber, junger Freund, hausen eine ganze Anzahl Treppen höher als dieser brave Paul Haber, den ich übrigens sehr

schätze und gut leiden mag. Doch gibt es über unseren Köpfen auch noch Leute. Ich habe indische Weise gekannt, die auf Alles, was wir erstreben und was uns beschäftigt, mit derselben mitleidigen Verwunderung hinabsehen, wie Sie auf Habers Jagdleidenschaft, Skatliebhaberei und Adelssehnsucht; die es kaum verstehen können, daß wir Geld erwerben, ehrgeizig sind, Leidenschaften haben, uns dem Formenzwange fügen und unter dem Vorwande der Wissenschaft mühsam leere Wortfolgen erlernen. Diese Brahminen haben noch höhere Interessen und einen noch weitern Umblick als die hochgesinntesten und weisesten unter uns und die Thatsache, daß es solche reine und weltumfassende Geister gibt, kann uns lehren, bescheiden zu sein und die nicht gering zu schätzen, welche an Aeußerlichkeiten hängen, die wir vielleicht schon überwunden haben, und Dingen Wichtigkeit beimessen, die in unseren Augen keine mehr besitzen.

„Eines möchte ich Ihnen wünschen, mein lieber Freund: ich wollte, Sie wären etwas naiver und lebten das Leben ein klein wenig mit der schlichten Einfalt jener Unbekümmerten, welche die Minute hinnehmen, wie sie sich bietet, und sich nie um Zweck und Ziel beunruhigen. Sie ergeben sich in die höheren Gewalten, welche beispielsweise Ihre Ausweisung aus Berlin verursacht haben. Ergeben Sie sich auch in die noch höheren Gewalten, welche bewirken, daß Sie leben,

fühlen und denken. Sträuben Sie sich nicht gegen das Walten der Naturkräfte in Ihnen, welche Ihnen den Hang zum Leben und zur Liebe eingeben. Sie besorgen ohne Grund, daß Sie einem Weibe nichts zu bieten haben. Es gibt Mädchen, die ihr Glück nicht in den Eitelkeiten suchen, welche Sie mit Recht verabscheuen. Bemühen Sie sich, ein solches zu finden. Geben Sie Leben, wie Sie Leben empfangen haben, und überlassen Sie Ihre Nachkommen ruhig denselben Kräften, die auch Ihr Dasein und Geschick bestimmen. Ich für meinen Theil würde es beklagen, wenn Ihre Art nicht erhalten bliebe.

„Machen Sie sich doch darüber keine Selbstvorwürfe, daß Sie Niemand Brod geben! Der Mensch lebt nicht von Brod allein und dadurch, daß Sie sind, wie Sie sind, geben Sie manchen Leuten, mir zum Beispiel, Freude an der Menschheit und Glauben an ihre Entwicklung und das ist mehr werth als der täglich bereitete Tisch.

„Bhani dankt Ihnen für den Gruß. Sie legt für Sie zwei Strophen bei, welche sie gedichtet hat. Hier haben Sie deren Prosaübersetzung: „„Der liebe Mann mit sanften Augen und weicher Stimme fehlt meinem theuern Herrn und mir, der unterthänigen Dienerin. Wir leben wie in Bungalow während der Regenzeit. Gewölk und Gewölk und keine Sonne. Wann wird

der Himmel wieder blau und scheint die Sonne wieder? Und wann genießest du wieder den Reis am Tische meines Herrn?““ Im Original klingt es freilich viel hübscher.

„Lassen Sie mich bald wissen, was nun mit Ihnen weiter werden soll, und seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem alten

Schrötter.“

„Nachschrift. Da lesen Sie mal die Notiz, die ich in meiner heutigen Times finde. Der Mann hat sich auch logisch entwickelt, wie Sie von Haber sagen!“

Im Briefe fand Wilhelm außer Bhanis Gedicht, das in zierlicher Sanskrit-Schrift auf gelbes Papier gemalt war, einen englischen Zeitungs-Ausschnitt, in welchem er las, ein Nihilist Namens Barinskoi habe in Petersburg seit einiger Zeit den Verdacht seiner Parteigenossen durch seine üppige Lebensweise und seinen Aufwand erregt. Um herauszubringen, woher er das Geld zu seinem Genußleben nehme, bestimmten sie eine Nihilistin, seine Geliebte zu werden. Sie machte sich zur Genossin seiner Ausschweifungen und erlangte bald die Beweise dafür, daß er im Dienste der Polizei stand und die Mitverschworenen verkaufte. Ein geheimes Gericht verurtheilte ihn zum Tode und vor einigen Tagen habe man ihn in seiner Wohnung mit abge-

schnittenem Halse und von Messerstichen förmlich zerfleischt gefunden.

Im Januar erhielt Wilhelm einen seltsamen Besuch. Es war ein Arbeiterführer aus Altona, der ihm ohne Umschweif sagte, er sei von den Sozialisten im Auge behalten worden, man habe seinen Aufenthaltsort erfahren und nun ihn, den Altonaer, zu ihm gesandt, um zu sehen, ob nichts mit ihm zu machen sei.

„Was meinen Sie damit?“ fragte Wilhelm erstaunt.

„Ich meine,“ erwiderte der Besucher, der sich als Maurer Hessel vorgestellt hatte, „ob Sie nicht zu bestimmen wären, sich offen unserer Partei anzuschließen.“

Als Wilhelm nicht gleich antwortete, fuhr Hessel fort: „Unsere Partei braucht gerade Männer wie Sie, die unabhängig, muthig, akademisch gebildet und gute Redner sind. Sie sind das Alles, wir wissen es. Durch Ihre Ausweisung aus Berlin hat man Sie eigentlich schon zu einem der Unsrigen gemacht. Gehen Sie einen Schritt weiter, Herr Doctor, wehren Sie sich, nehmen Sie den Kampf auf, den die Regierung mit Ihnen begonnen hat. Eine Million entschlossener Arbeiter steht hinter Ihnen und wird Sie gern zum Führer annehmen.“

„Entschuldigen Sie meine Offenheit,“ sagte Wilhelm endlich, „aber ich kann das, was Sie mir eben mitgetheilt haben, nicht ernst nehmen.“

„Und doch ist es uns sehr ernst damit!“ rief

Hessel. „Ich spreche im Namen der Parteileitung und habe Mittel, Sie von der Wirklichkeit meines Auftrags zu überzeugen, wenn Sie zweifeln sollten.“

„Aber wie kommen Sie denn überhaupt auf mich?“

„Das ist doch sehr einfach. Sie wissen vielleicht noch nicht, wie gut organisirt wir sind und wie aufmerksam wir Alles verfolgen, was für uns von Bedeutung ist. Wir wissen, was Sie für unsere Partei in Berlin gethan haben und daß Sie jetzt dafür leiden. Wir kennen Ihre Verhältnisse und wissen, daß Sie über ansehnliche Geldmittel verfügen. Und nochmals: wir brauchen akademisch gebildete Leute. Die meisten von uns haben nicht die Mittel gehabt, etwas Rechtes zu lernen. Der Kampf ums tägliche Brod kostet uns die ganze Zeit und zehrt uns das Hirn auf. Wie Sie mich da sehen, Herr Doctor, habe ich jahrelang nie mehr als fünf Stunden geschlafen und immer die halbe Nacht dazu verwendet, um das Bischen zu lernen, was ich weiß. Es gibt unter uns Leute genug, ich sage: leider, die gegen Gebildete mißtrauisch sind, sie Bourgeois nennen und von ihnen nichts wissen wollen. Sie behaupten, der Proletarier müsse von Proletariern geführt werden. Das ist aber Unsinn. Kein unterdrückter Stand ist noch durch seine eigenen Mitglieder emanzipirt worden. Immer waren es edle und weitblickende Männer aus höhern Ständen, welche dieses

Werk vollbrachten. Catilina war ein Aristokrat und stellte sich an die Spitze des Volks. Mirabeau gehörte zum Hofadel und stürzte das Königthum. Wilberforce war kein Neger und wurde der Anwalt der Schwarzen."

Wilhelm sah sich erst jetzt diesen Maurer an, der von Catilina, Mirabeau und Wilberforce sprach, und der Gedanke ging ihm durch den Kopf, die Sozialdemokratie habe unter allen Umständen das Gute, Bildung in Kreise zu tragen, die ihr sonst unzugänglich waren.

„Und so", schloß Hessel, „müssen auch wir Arbeiter von studirten Leuten zum Siege geführt werden."

„Sie vergessen bei Alledem nur eine Kleinigkeit. Um Ihr Führer zu sein, muß man sich doch vor Allem zu Ihren Anschauungen bekennen", bemerkte Wilhelm.

„Es ist unmöglich, daß ein gebildeter und denkender Mensch nicht die Ungerechtigkeit des heutigen Wirthschaftssystems einsehe. Die Regierung, die uns verfolgt, sieht sie ebenso gut wie wir selbst. Sie kämpft nicht für eine Ueberzeugung, sondern für eine Klassenherrschaft."

„Es ist unmöglich, ist kein Argument. Thatsächlich bekenne ich mich nicht zu Ihrer Lehre. Ich weiß, daß die Arbeiter leiden, aber ich weiß nicht, warum, und glaube Ihren Theoretikern nicht, wenn sie behaupten, es sei blos wegen der Ausbeutung der Arbeiter durch

das Kapital. Ueberdies: Sie sprechen von Führerschaft. Wohin soll ich Sie denn führen?"

„Zum Siege gegen den ausbeuterischen Feudalstaat!"

„Das ist ein Wort ohne Bedeutung. Ich kenne kein Mittel, Armuth und Noth von der Erde zu vertilgen. Selbst wenn Sie eine Revolution machen und wenn sie gelingt, selbst wenn Sie den Feudalstaat zertrümmern und auf seinen Ruinen einen Arbeiterstaat aufführen, werden Sie damit nur das Loos Einzelner, nicht Aller, nicht einmal Vieler verbessert haben. Ich möchte nicht in der Haut Ihrer heutigen Führer, Prediger und Propheten stecken, wenn Sie gesiegt haben und Ihre Anhänger die Folgen des Sieges zu sehen verlangen. Wie wenig wird man Ihnen dann von dem halten können, was man Ihnen heute verspricht."

„Sie glauben also, es sei nichts für uns zu thun und man solle uns ruhig in Noth und Sklaverei und Unwissenheit lassen?" fragte Hessel gereizt.

„Ich glaube," gab Wilhelm zurück, „daß jeder Mensch die Pflicht hat, seinen Nebenmenschen zu lieben und ihm beizustehen, wo und wie er kann."

„Jawol!" höhnte Hessel. „Das ist der Standpunkt der Kirche. Ein mittelalterlicher Standpunkt. Sie wollen uns Almosen geben. Schönen Dank. Wir nehmen nichts geschenkt. Wir fordern Rechte und keine milden Gaben."

Wilhelm dachte, er habe die Sozialisten nicht immer so stolz gefunden, ließ aber den Gedanken nicht laut werden, um Hessel, der ein ehrlicher Fanatiker schien, nicht zu kränken.

„Lassen Sie das nicht Ihr letztes Wort sein“, lenkte derselbe ein. „Sie sind mit unseren Lehren und Schriften wol nur unvollkommen bekannt. Treten Sie uns näher. Besuchen Sie unsere Versammlungen. Verkehren Sie mit unseren Arbeitern. Sie werden finden, daß Viele von uns ganz klare Köpfe sind und genau wissen, was sie wollen, wenn auch die Mehrzahl noch an der Phrase hängt. Sie werden sich unzweifelhaft für die Emanzipation des Proletariats erwärmen. Und welche Zukunft für Sie! Sie können ein neuer Lassalle werden, berühmt und mächtig verehrt von Hunderttausenden, wie ein Heiland begrüßt, wo Sie sich zeigen, als Triumphator Deutschland und vielleicht die Welt durchziehend. Und dazu das Bewußtsein, Ihren Mitmenschen gewaltige Dienste zu leisten.“

Wilhelm stand auf. „Ich komme mir in diesem Auftritt ein wenig lächerlich vor“, sagte er. „Es ist eine Parodie des Evangeliums von der Versuchung Christi. Ich habe leider nicht den geringsten Ehrgeiz und will weder berühmt und mächtig werden, noch Triumphzüge feiern. Könnte ich Ihnen wirklich Dienste leisten, so thäte ich es gern, glauben Sie es mir.

Aber ich versichere Sie, ich besitze weder den Stein der Weisen, noch ein Rezept zur Heilung der Weltübel, ich glaube auch nicht, daß die Rezepte, welche Andere Ihnen anpreisen, sehr wirksam sind, und so danke ich Ihnen für Ihr Vertrauen und bitte Sie, mich in meiner Dunkelheit zu lassen."

Hessel sah ihn finster an, stand dann auf und wandte sich langsam zum Gehen, ohne ein Wort zu sagen oder ihm die Hand zu reichen.

Wilhelm hatte sich eine Kiste Bücher aus Berlin schicken lassen und versuchte, sein Werk weiterzuführen. Aber er konnte keine rechte Arbeitsfreudigkeit finden. Es war eine tiefe Entmuthigung über ihn gekommen und die Vorstellung der Zwecklosigkeit seines Thuns und Lebens gewann immer größere Herrschaft über ihn. Oft, wenn er einen oder zwei Tage lang für sein Buch eifrig studirt und ausgezogen hatte, fragte er sich plötzlich: „Wozu all die Mühe? Wen wird dieser Quark weiser, besser oder glücklicher machen?" und die Arbeit war ihm wieder auf Tage verleidet. Das Gefühl seiner Verbanntheit wurde ihm immer schmerzlicher, statt durch Gewohnheit abgestumpft zu werden. Er wußte selbst nicht, wie sehr seine Natur der Anlehnung an ein anderes Menschenwesen bedurfte, denn ein solches hatte ihm bisher nicht gefehlt; seit dem Tode seines Vaters war er anfangs mit Paul, dann mit Schrötter täglich

beisammen gewesen und er hatte sein Gedankenleben immer mit Jemand theilen können. Jetzt war er von Schrötter durch die Entfernung und von Paul durch die allzu groß gewordene Verschiedenheit der Anschauungen getrennt und fand, auf sich selbst gestellt, in sich keinen genügenden Halt. Wenn ihm der Anblick von Pauls Selbstzufriedenheit und Glück den Wunsch nahelegte, sein Beispiel nachzuahmen, so wurde dieser Wunsch doch gleich durch die Ueberzeugung unterdrückt, daß weder Pauls flach praktische Thätigkeit, noch seine äußerlichen Erfolge ihm, Wilhelm, Befriedigung gewähren würden.

Er verlebte seine Tage und Wochen in stillem Grübeln und innerer Einsamkeit, so sehr sich auch Paul und Malwine bemühten, ihn für Menschen und Dinge zu interessiren. Malwinens Empfangs-Nachmittagen und den zwei oder drei Soiréen, die im Laufe des Winters gegeben wurden, entzog er sich nicht, aber zu den Abenden und Hausbällen anderer Leute ließ er sich nicht mitnehmen. Was ihm noch die größte Befriedigung gewährte, das war der Umgang mit dem kleinen Willy, der Onkelchen Eynhardt sehr lieb hatte. Er ging mit ihm spazieren, erzählte ihm Geschichten, wurde durch seine endlosen Fragen nicht ermüdet, unterhielt ihn mit kleinen physikalischen und chemischen Versuchen und ließ ihn in Ermangelung ernstern Reitunterrichts auf seinen

Knien hop hop machen. Wenn er mit der Hand in den langen Locken des Kindes spielte, dachte er oft, es müsse trotz aller philosophischen Bedenken doch wunderschön sein, solch ein blondes, süßes Geheimniß hervorgebracht zu haben, das an seinem Urheber hing und sich doch zugleich von ihm loslöste, das eine Fortsetzung und doch zugleich ein völliger Neubeginn war, das in der Vergangenheit wurzelte und sich kühn in die Zukunft hinausbaute und das noch mit hellen Augen in das Welträthsel lugen konnte, wenn er selbst längst in die Abgründe der Natur zurückgetaucht sein werde.

Wäre Malwine nicht gutmüthig und hausbacken verständig allein, sondern auch mit feinerer Seelenkenntniß begabt gewesen, sie hätte erkannt, daß Wilhelm gerade jetzt alle gemüthlichen Vorbedingungen der Ehe vereinigte: das Gefühl innerer Leere, die Sehnsucht nach Anschluß und Liebe, das Bewußtsein der eigenen Vereinsamung inmitten eines fröhlichen und friedvollen Familienkreises und das Verlangen nach der Erneuerung seines Lebens in einem Kinde. Was er brauchte, das war ein unerschrockenes Entgegenkommen, welches seine eigene Scheu und Zaghaftigkeit in schelmisch keckem Angriff überwand. Eine etwas geschickte und kluge Frau hätte ohne allzugroße Schwierigkeit ein munteres Mädchen zu solchem leichten Kampf und Sieg anstiften können. Daran aber dachte Malwine nicht, gesellschaftliche Zimper-

lichkeit hielt die verschiedenen Fräulein, die den stillen Gast im Haberschen Hause sehr bemerkt hatten, von jenen ersten Schritten ab, die für unweiblich und demüthigend gelten, obschon sie in den meisten Fällen unfehlbar zum Erfolge führen, und so saß Wilhelm in seiner Ecke und die Gruppe hübscher Erbinnen in der ihrigen und der Winter verging, ohne dem Lieblingswunsche Malwinens Erfüllung gebracht zu haben.

Die Osterzeit kam heran und mit ihr die Uebersiedelung des ganzen Haushalts nach Friesenmoor-Haus. Wilhelm wollte die Gelegenheit benützen, um sich endlich der Gastfreundschaft zu entziehen, die ihn sehr drückte, aber Paul überwand die schüchterne Auflehnung mit tyrannischer Hand. „Nichts da! Du kommst mit und siehst dir mal einen Sommer lang das Landleben an," entschied er und dabei hatte es sein Bewenden.

Das Gut und seine Umgebungen waren ohne landschaftlichen Reiz. Flach und einförmig zog sich die Gegend von der trägen Süderelbe bis zu der ebenso schläfrigen Seeve hin und der Fuchsberg bei Rönneburg ragte mit seinen zweihundert Fuß Höhe wie ein Alpen- oder Cordilleren-Riese über die allgemeine tennenartige Plattheit empor. Von der Plattform des Zinnenthurms, den Paul an das Wohnhaus hatte anbauen lassen und der diesem das stattliche Ansehen eines Herrensitzes gab,

überblickte man meilenweit das ebene Land fast bis nach Hamburg hin, dessen Thurmspitzen man bei klarem Wetter deutlich unterscheiden konnte. Allein in dem ganzen Landgebreite sah man nichts als Aecker und Wiesen von der Regelmäßigkeit eines Salonparket-Musters, dazwischen erdfarbene Dämme, geradlinige Gräben, die mit braunem, stillem Wasser vollstanden, da und dort eine geschäftige Windmühle und in der Ferne die spiegelnden Wasserläufe, welche die Landschaft einrahmten. Das Bild war mit einer dürftigen Palette gemalt: wenige Abstufungen von Braun und Grün, etwas aufgehöht und belebt durch das kräftige Weiß der kalkgetünchten Wände von Tagelöhner-Häusern, die theils einzeln umhergestreut, theils zu einem Dorfe zusammengefaßt waren.

Allein wenn das Gut, von der Plattform des Thurms wie aus der Vogelschau gesehen, wenig anziehend schien, so zeigte es doch dem Wanderer, der es mit eindringendem und errathendem Auge durchstreifte, eigenthümliche Schönheiten. Man stand da auf einer Walstatt, wo der Mensch mit der Natur gerungen und sie gebändigt hatte. Ueberall begegnete man den Spuren dieses Kampfes und Sieges, der an das geheimnißvolle Nachtabenteuer Jakobs mit dem Engel erinnerte. Dem früher ungefesselten Schalten der Sumpfwässer waren in einem Drainröhren-System und Kanalnetz gesetzliche

Bahnen vorgeschrieben. Ueppige Saaten triumphirten über Binsen und Schilf, dem man nur noch die Gräben einzusäumen gestattete. Blanke Kühe mit glänzenden Augen weideten und lagerten, wo vordem die Wildenten genistet hatten: das Chaos war überwunden und diente dem Menschengeiste wie einem Herrn und Gebieter.

Pauls Gestalt bekam auf diesem Schauplatze seines Wirkens eine Art epischer Größe. Wie ein strenger Vogt mit Hilfe seiner Reisigen ein unterjochtes Feindesvolk niederhält, so herrschte er an der Spitze einiger hundert Arbeiter über die unbotmäßigen Naturkräfte, die stets zum Aufruhr geneigt waren. Immer gab es Dämme auszubessern, Gräben zu vertiefen, Thonröhren zu legen oder auszuwechseln, Kunstdünger zu fahren, und Paul war von Tagesanbruch bis zur sinkenden Nacht in Bewegung, zu Fuß und zu Pferde von einem Ende des Gutes bis zum andern eilend, überall anordnend und zugreifend und seine Schaaren stets selbst zum Angriff gegen die widerstrebenden Naturgewalten führend. Das that er einfach, ruhig, ohne viel Worte und Geräusch, ohne sich selbstgefällig in seinem Werke zu bespiegeln, und Andere, Fremde, schöngeistige Volontärs oder Studienreisende, mußten ihm sagen, daß seine Eroberung des Friesenmoors für die Kultur eine faustische That sei.

Für seine Tagelöhner hatte er ein ganzes Dorf

gebaut, das die Fahrstraße zum Friesenmoor=Hause rechts und links einfaßte. Die freundlichen, reinlich gekalkten Häuser mit grün angestrichenen Fensterrahmen waren mit Rohr gedeckt und von einem Garten umgeben, in welchem junge, dem Schutze der Stange noch nicht entwachsene Obstbäumchen schon die ersten Ernten von Aepfeln und Birnen versprachen. Ein Gemeinde= und ein Schulhaus zeichneten sich durch Größe und ein grünglasirtes Ziegeldach aus und sogar eine Kirche mit spitzem Glockenthurm und Gockelhahn fehlte nicht. Denn Paul war ein musterhafter Gutsherr, der auch für das Seelenheil seiner Gutsassen sorgte, und sowie seine Einkünfte es gestattet hatten, war er bedacht gewesen, eine Kirche zu bauen und einen Pastor anzustellen, womit er zugleich wieder einem seiner zahlreichen Verwandten Versorgung gewährte. In seiner feurigen Königstreue hatte er seinem Dorfe den Namen Kaiser Wilhelms=Dorf geben wollen und auf sein Gesuch die Erlaubniß dazu erhalten.

In Kaiser Wilhelms=Dorf herrschte sichtlich Zufriedenheit und verhältnißmäßiger Wolstand. Hinter jedem Hause war ein Schweinekoben, fast hinter jedem ein Kuhstall zu finden. Die Männer sahen stark und frohgemuth aus, die Weiber, die man mit dem Essen ihrer Männer auf den Feldwegen antraf oder strumpfstrickend auf der Bank unter ihrem Fenster sitzen sah,

zeigten helle, unverdrossene Gesichter und die Schule war kaum geräumig genug für die Menge flachshaariger, blauäugiger Kinder, deren rothe Pausbacken auf einen stets reichlich bestellten Mittagstisch zu schließen gestatteten.

In der ersten Zeit machten all diese Wahrnehmungen auf Wilhelm großen Eindruck. Da der Kampf gegen die Natur die eigentliche organische Aufgabe des Menschen ist, so empfindet er instinctiv an Rührung grenzende Freude und Bewunderung bei einem Anblick, der ihm den Menschen als Sieger über die Natur zeigt. Aber wie immer bei Wilhelm, folgte dieser ersten triebhaften Regung auch diesmal die unglückselige Kritik und er sagte sich: Paul hat Sümpfe in Aecker verwandelt, ist dabei selbst reich geworden und gibt einigen hundert Familien Brod. Gut. Und was weiter? Diese Großthat läuft in letzter Linie darauf hinaus, daß Menschen essen, die sonst vielleicht nicht soviel und so gut oder vielleicht einfach blos nicht an dieser Stelle gegessen hätten. Soll es denn aber der letzte und höchste Lebenszweck sein, sich selbst und Anderen den Magen zu füllen?

Paul suchte ihn für die Einzelheiten der Wirthschaft zu interessiren. Er nahm ihn immer mit, zeigte und erklärte ihm Alles und rückte schließlich mit seinem Plane heraus: er sollte sein Berliner Haus verkaufen

und dafür ein Moor erwerben, das unweit zu leidlichen Bedingungen zu haben war; er wollte ihm anfangs an die Hand gehen, einen Verwalter, den er ihm vorzüglich besorgen werde, könne ein solches Gut reichlich bezahlen, er werde als sein Nachbar bei größerem Einkommen und geringerem Bedarf glücklich und zufrieden leben. Wilhelm war von der Liebe, die aus allen Gedanken und Worten Pauls sprach, tief bewegt, aber die Aussicht, die er ihm öffnete, lockte ihn nicht.

Im Juli, als die Ernte der Sense entgegenreifte und die Menschen nur noch die Sonne ihr Brutgeschäft auf den Feldern thun zu lassen hatten, ging Paul eines Tags zu einer Kreisausschuß-Sitzung nach der Stadt und als er heimgekehrt war, sagte er beim Abendessen zu Wilhelm: „Denke dir, man hat schon herausgebracht, daß ich einen gefährlichen Sozialdemokraten bei mir beherberge. Der Landrath machte mir heute thatsächlich wolwollende und diskrete Vorstellungen. Wie mich der Mann belustigt hat, das kann ich dir gar nicht schildern.“ Und er lachte noch in der Erinnerung an die Unterredung. Aber seine Heiterkeit verschwand plötzlich, als ihm Wilhelm erwiderte: „Der Landrath hat Recht. Ein Ausgewiesener ist eine anrüchige Gesellschaft für einen Mann in deinen Verhältnissen und ich begreife mich nicht, daß ich mir das nicht schon längst gesagt habe.“ Vergebens suchte Paul die Sache im Scherz-

haften zu erhalten, vergebens zeigte er sich dann trostlos über seine Ungeschicklichkeit, den Auftritt erzählt zu haben; Wilhelm erklärte bestimmt, er müsse seinen Freund verlassen, und mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft setzte er seine Absicht durch.

Schon am nächsten Tage führte ihn der Wagen des Gutsherrn nach Harburg. Der Abschied wurde Allen schwer. Paul umarmte ihn lange und ließ sich mit Wort und Handschlag versprechen, daß er unter allen Umständen im nächsten Jahre wieder mindestens auf einige Wochen nach Friesenmoor-Haus kommen werde. Malwine hatte Thränen in den Augen und sagte: „So lieb wird man Sie doch nirgends haben wie bei uns“; selbst der kleine Willy war sehr betrübt und sah mit seinen braunen Augen vorwurfsvoll auf den Freund, der ihn verließ. Als der Eisenbahnzug sich schon in Bewegung setzte, rief er Wilhelm noch mit seiner hellen Kinderstimme zu: „Komme nur bald wieder, Onkelchen, und bringe mir auch was Schönes mit.“

2.

Seebad-Roman.

Wilhelms Reise ging geradenwegs nach Ostende. Er wußte selbst nicht ganz genau, wie er eben auf diesen Ort gekommen war. Von jener längst vergangenen Zeit her, da seine Gedanken wochenlang in dem belgischen Seebade geweilt hatten, war ihm der Name im Kopfe geblieben und als jetzt das Verlangen in ihm erwachte, einige Monate in Gesellschaft des Meeres zu verbringen, da fiel ihm zuerst Ostende ein.

Es war Mitte Juli und der Strand noch ziemlich verlassen. Auch im Ozean-Hotel, wo er abgestiegen war, gab es wenig Gäste. Zwei Amerikaner, die eine Sommerreise durch Mitteleuropa mit einem kurzen Aufenthalt in Ostende begannen, schlossen sich ihm gleich am Tage nach seiner Ankunft an, als sie fanden, daß er Englisch sprach. Sie luden ihn zu ihren Spaziergängen ein und ließen sich von ihm über Deutschland und namentlich Berlin, das sie zu besuchen gedachten,

Auskunft geben, während sie selbst von der Nordküste Frankreichs und ihren großen und kleinen Seebädern erzählten, die sie im vergangenen Jahre von Cherbourg bis Dünkirchen „abgethan“ hatten.

Als er an einem der nächsten Vormittage mit seinen neuen Bekannten auf der „Digue“ die kühle Morgenbrise athmend dahinschlenderte, sah er wenige Schritte vor sich eine Dame in einfacher, aber höchst eleganter dunkler Toilette am Arm eines hochgewachsenen Mannes. Sie gingen langsam spazieren und schienen wortlos in den Anblick des schwach bewegten Meeres versunken. Anfangs schenkte er dem Paare keine Beachtung und bemerkte es überhaupt blos, weil der Damm menschenleer war. Allein seltsamer Weise kehrte sein Blick vom ölartigen Seespiegel und den ihn durchfurchenden Dampfern und Fischerbooten immer wieder zu der zierlichen, neben dem schlanken Begleiter etwas klein erscheinenden Gestalt der Dame zurück und allmälig dämmerte in ihm eine dunkle Vorstellung oder richtiger Empfindung auf, daß ihn diese elegante Spaziergängerin an etwas erinnere, daß er diese feinen Umrißlinien, diese zierlichen Verhältnisse, diesen leichten, schwebenden Gang schon gesehen haben müsse. Ohne daß er seinen Schritt zu beschleunigen brauchte, holte er sie bald ein und auf gleicher Höhe mit ihr angelangt erkannte er auf den ersten Blick Loulou. Auch sie wandte unwillkürlich

den Kopf nach der Gruppe der Vorübergehenden und als sie Wilhelms ansichtig wurde, überzog jähe Blässe ihr Antlitz und sie ließ in einer unbewußten Bewegung des Schreckens den Arm des Herrn an ihrer Seite fahren. Beide blieben stehen, als hätten sie plötzlich die Kraft verloren, die Sohle vom Boden loszulösen, und die Blicke ihrer weitgeöffneten Augen tauchten in=einander. Der stumme Auftritt dauerte nur wenige Sekunden, aber er wurde auf beiden Seiten so lebhaft gespielt, daß er von den Zeugen bemerkt werden mußte. Loulous Begleiter sah erstaunt sie und Wilhelm an und schien die Begegnung räthselhaft zu finden. Aber ehe er von irgend Jemand Aufklärung verlangen konnte, wandte sich Wilhelm um und kehrte raschen Schritts nach seinem Hotel zurück. Die beiden Amerikaner folgten ihm schweigend. Es war ihnen nichts entgangen, aber als Angelsachsen hatten sie zuviel angeborne Zu=rückhaltung, um durch eine Frage ein Vertrauen anzu=regen, das ihnen nicht entgegenkam.

Wilhelm war das Zusammentreffen äußerst pein=lich und er wollte sich um keinen Preis der Möglichkeit aussetzen, dem unglückseligen Weibe und dem Manne, dem sie jetzt in sündhafter Verbindung angehörte, noch=mals zu begegnen. Denselben Tag nahm er von seinen Amerikanern Abschied und verließ Ostende früh am fol=genden Morgen, zugleich angstvoll und erleichtert, als

wäre ihm eine Flucht vom Schauplatz eigener schwerer Schuld geglückt.

Nach langweiliger Eisenbahnfahrt, die ein vier- oder fünfmaliger Wagenwechsel nicht angenehmer machte, langte er spät Abends in Eu an, wo er übernachtete. Am nächsten Vormittage brachte ihn ein Hotelwagen in einer Stunde nach Ault, einem kleinen Marktflecken im französischen Somme-Departement, den ihm die Amerikaner als das stillste, bescheidenste, billigste und dabei landschaftlich am schönsten gelegene Seebad der ganzen Nordküste Frankreichs wenigstens bis nach Dieppe hin empfohlen hatten.

Wilhelm fand Ault, wie es ihm geschildert worden war. Der kleine Ort hatte ein wolhabendes, selbstbewußtes Aussehen. Die Hauptstraße, die sich vom Meeresstrande in rechtem Winkel mit sanftem Anstieg das hügelig schwellende Küstenland hinanhob, war breit, schnurgerade und peinlich sauber gehalten, der Straßendamm macadamisirt, die beiden Häuserzeilen entlang ein Bürgersteig von Thonfliesen gelegt. Am obern Ende der Straße trat ihr breit und trotzig eine wunderschöne mittelalterliche Kirche von frühester Gothik mit hohen, schmalen Spitzbogenfenstern, einem strengen, edeln Portal und einem gewaltigen viereckigen Thurm in den Weg und zwang sie, ein Knie zu bilden, um an dem Hinderniß vorüberzukommen. Dieses Bauwerk, das eine Groß-

stadt geziert hätte, stand hochfahrend und breitspurig da wie ein Edelmann von mächtigem Wuchse in voller Turnierrüstung mitten unter kleinem Volke und schien die Reihen der stillosen kleinstädtischen oder ländlichen Bürgerhäuser mit einer herrischen Geberde rechts und links bei Seite zu winken, damit ihm Niemand die Aussicht auf das Meer verstelle. Außer der Hauptstraße gab es noch auf den Hügel-Abhängen einige Nebengäßchen, in denen eine meist aus Schlossern bestehende Handwerker-Bevölkerung mit zähem Fleiße von früh bis Nacht ein fröhliches Getöse vollführte, das indeß nicht störte, sondern unten mit dem Geräusche der Brandung vermischt als wolthuend leises metallisches Klingen vernommen wurde. Ausgesprochen häßlich waren in dem anmuthigen Bilde nur einige Villen, welche vom Geschäft zurückgezogene Pariser Grünkam- oder Kurzwaaren-Händler sich auf den nahen Höhen hatten erbauen lassen und die, handtellergroß, anspruchsvoll, mit grell bunten Façaden aufgedonnert, Ritterburgen, venezianische Paläste oder Renaissance-Schlößchen aufs Lächerlichste nachzuahmen suchten.

Ault war von höflichen, friedfertigen, nüchternen Leuten bewohnt. Man sah nie einen Betrunkenen und hörte nie den Lärm eines Marktgezänks. Es gab wenig Schenken, dagegen mehrere Lokale, die sich würdevoll „Café“ betitelten. Die Einwohnerschaft war genug an

Sommergäste gewöhnt, um sich nicht zuviel um sie zu kümmern, und glücklicherweise noch nicht genug, um ihr ganzes Sinnen und Trachten auf ihre Ausbeutung zu richten. Es schien, als hätten die Aulter einen Badestrand blos eingerichtet, um sich den zerstreuenden Anblick einiger Fremden zu verschaffen, nicht aber, um an diesen ein Geschäft zu machen, da sie darauf keineswegs angewiesen waren, wie ihre behäbigen Gestalten, ihre guten Kleider, ihre Steinhäuser und ihre wolversehenen Kaufläden bewiesen.

Wilhelm hatte im Hotel de France Wohnung genommen, das gerade an der Stelle lag, wo die Hauptstraße mit einer Seitenwendung um die Kirche herumkam. Da das Haus durch die ganze Reihe der die eine Straßenseite bildenden Gebäude vom Meere getrennt war, so konnte man dieses nur aus den Hoffenstern des zweiten Stockwerks über die dazwischenliegenden Dächer hinweg als schmalen, blitzenden Streifen wahrnehmen. Dafür hatten die Zimmer, die vorn heraus lagen, eine um so seltsamere Aussicht. Sie sahen nämlich gerade in den Kirchhof hinüber, der hinter dem gothischen Dome lag. Es war indeß nichts Schwermüthiges an ihm, er machte sogar eher einen heitern Eindruck mit seinen gepflegten Blumenbeeten und alten, prächtigen Bäumen, deren Schatten die bescheidenen Grabdenkmäler halb verhüllten, in deren

Zweigen zahllose, ewig konzertirende Singvögel nisteten und unter denen zu allen Tageszeiten lärmende Kinderschaaren spielten. Wilhelms erster Gang war sogar nach diesem Kirchhof, der neben neueren Gußeisen-Kreuzen steinerne Grabmäler mit Jahreszahlen bis in's siebzehnte Jahrhundert zurück zeigte. In den ältesten, wie in den jüngsten Inschriften wiederholten sich immer dieselben Namen, was für eine achtunggebietende Seßhaftigkeit der Bevölkerung sprach. Und die meisten hier beerdigten Todten waren nach der Angabe der Grabschriften achtzig oder neunzig Jahre alt geworden. Wenn Ault ein gewerbsmäßiges Mode-Seebad gewesen wäre, so hätte man denken können, dieser Kirchhof mit seinen steinernen und eisernen Zeugnissen erfreulicher Langlebigkeit sei mitten in den Ort gepflanzt, um die Badegäste zu ermuthigen.

Das Hotel de France zeichnete sich durch musterhafte Reinlichkeit aus, war aber sonst sehr einfach. Die Gastzimmer enthielten blos die unentbehrlichsten Einrichtungs-Gegenstände, der Speisesaal war ganz kahl, also glücklicherweise auch nicht mit den greulichen Farbendruckbildern herausgeputzt, mit welchen Geschäftsreisende die naive Provinz überschwemmen, nur der sogenannte Salon rühmte sich des Luxus eines Pianinos zwischen einem gebohnten Weichholztische, einigen Strohsesseln und einem Kamin mit Spiegel, auf dessen Ge-

simse ein Domino- und Damenbrett-Spiel lagen, beredte Verkünder der Anschauungen des Wirths über die Beschäftigung, welche für Badegäste die angemessenste ist. Die Wirthsleute waren ebenso einfach und gemüthlich, wie ihr Haus. Der Mann trug eine Marine-Mütze und einen dunkelblauen Rock mit Metallknöpfen, auf denen man einen Anker sah, und er war selig, wenn man ihn für einen Seemann hielt. Er hatte auch wirklich einmal die See befahren, als Schiffskoch oder Stewart oder in ähnlicher Eigenschaft. Jetzt saß er fast den ganzen Tag im Café, das mit seinem Hotel verbunden war, bewirthete die Nachbarn mit Gläschen Cognac und erzählte den fremden Gästen endlose Geschichten vom Kauf und Verkauf der Grundstücke im Flecken. Seine Frau war die eigentliche Seele des Geschäfts. Sie besaß die Gabe der Allgegenwart. Man sah sie zugleich in der Küche, im Stall, in den Gastzimmern und im Café. Das ziemlich zahlreiche Gesinde hing an ihrem Blick und an ihrer Fingerspitze. Ihre helle Stimme tönte von früh bis Abends auf dem Hofe und den Treppen. Sie legte überall mit Hand an und ihre flinken Finger schafften allein so viel wie die aller Mägde und Knechte zusammen genommen. Dabei war sie stets heiter, hatte für jeden Vorübergehenden ein Wort und ein Lächeln des Grußes, nahm an jedem ihrer Gäste persönlichen

Antheil, merkte sofort Verringerung des Appetits oder Blässe der Miene und schickte Lindenblüthen-Thee auf das Zimmer, wenn Jemand später als gewöhnlich zum Frühstück herunter kam.

Das Haus war schon ziemlich voll, als Wilhelm ankam, allein er blieb der Gesellschaft, mit der er an der gemeinsamen Wirthstafel zweimal täglich zusammen kam, in den ersten Tagen gänzlich fremd. Durch mehrjährigen Mangel an Uebung war sein Französisch doch etwas eingerostet und er mochte sich an dem stets sehr lebhaften und vielstimmigen Tischgespräche nicht betheiligen, ehe er nicht durch seine täglichen langen Unterhaltungen mit dem Wirth die alte Geläufigkeit wiedererworben hatte. Ueberdies zogen ihn die Tischgenossen wenig an. Ihre anspruchsvoll und wichtig vorgetragenen Gemeinplätze langweilten ihn, ihre thörichten Anschauungen über Politik, ihre nachgeplapperten und doch äußerst selbstbewußten Urtheile über Literatur und Kunst flößten ihm Mitleid ein und ein Gast, der obenan saß und meist am lautesten das Wort führte, hatte die Gabe, ihn sehr ungeduldig zu machen, trotz der Milde, mit der Wilhelm gewöhnlich die Menschen beurtheilte. Es war ein Pariser Nähmaschinen-Händler, der sich hier für einen „Ingenieur-Constructeur" ausgab und der zu jener Gattung Menschen gehörte, welche es nicht ertragen können, dort, wo sie sind, nicht der Mittelpunkt der all-

gemeinen Aufmerksamkeit zu sein. Man hat von einem Menschen dieser Art gesagt: wenn er bei einer Hochzeit ist, so möchte er die Braut sein; ist er bei einem Leichenbegängniß, so wäre er gern der Todte. Am Tische des Hotel de France herrschte er ohne Nebenbuhler. Seine Stärke waren entsetzliche Wortspiele, die er zuerst nach rechts zum Besten gab, dann nach links wiederholte, dann mit tönendem Lachen über den ganzen Tisch hin ergoß. Auch in seiner Erscheinung suchte er sich auszuzeichnen. Er war nicht angekleidet, sondern kostümirt. Er trug Kniestrümpfe, kurze Hosen und ein knappes Jäckchen und wenn er stand, so suchte er Waden-Effekte hervorzubringen, spreizte die Beine auseinander, als müßte er gleich dem Koloß von Rhodus Schiffe zwischen ihnen durchsegeln lassen, und nahm überhaupt gern Fechter- und Ringkämpfer-Stellungen an. Er war in Begleitung einer Dame, welche von vornherein den Abscheu aller weiblichen Gäste durch ihren jedes bekannte Menschenmaß übersteigenden Appetit erregt hatte und nun fortfuhr, sich durch häufigen Toilettenwechsel verhaßt zu machen.

Wilhelms unmittelbare Tischnachbarin war eine Dame von üppigen Formen, höchst einfach gekleidet und ohne jeden Schmuck, der er anfangs nicht mehr Beachtung schenkte als der übrigen Gesellschaft. Seinen stummen Gruß beim Kommen und Gehen erwiderte sie mit freundlichem Lächeln und die kleinen Zuvorkommenheiten

bei der Mahlzeit, die Darreichungen von Salz und Zwischengerichten, von Brod und Cider, der das Tischgetränk bildete, mit einem halblauten „Danke, mein Herr!“ das ein Blick und eine anmuthige Kopfbewegung begleiteten. Das Gespräch zwischen ihnen begannen zuerst die Augen. Bei einem beweinenswerthen Kalauer des Mannes mit den Kniestrümpfen begegneten ihre Blicke einander unwillkürlich und von da an jedesmal, so oft eine besonders triumphirende Eselei ausgesprochen wurde. Sie konnten beide sehr bald nicht bezweifeln, daß sie über die rings um sie geführten Reden dasselbe dachten, und eine weite Gemeinsamkeit begründete der Umstand zwischen ihnen, daß die Dame bei Tisch ebenso schwieg wie Wilhelm selbst.

Der Augensprach folgte bald die Unterhaltung mit Worten. Die Dame war es, welche sie in Fluß brachte, und zwar mit Anknüpfung an einen eigenthümlichen Anlaß. Es war an dem Tage Wochenmarkt gewesen und Wilhelm hatte sich mit Interesse das lustige Treiben in der Hauptstraße und die ihm neuen Volkstypen angesehen. Die Bauern aus der Umgebung, die auf Wagen Kälber, Schweine und neues Getreide brachten, ein prächiger Menschenschlag, große, kräftige Gestalten, glattrasirte, kluge Gesichter, über der blauen Baumwollblouse mit gesteppten Arabesken würdevoll steife, blühweiße Hemdkragen; dann die Bäuerinen im runden bis

zur Erde reichenden dunkelbraunen Kapuzen-Mantel; die Marktschreier und Zahnbrecher, die unter Paukengetöse Bandwurm- und Fiebermittel unfaßbar zungenfertig anpriesen, die beiden ansehnlichen Gensdarmen in majestätischer Uniform mit gelbem Riemzeug, eleganten Fangschnüren und dem quer aufgesetzten Dreimaster, die in der heiter lärmenden, aber ordentlichen Menge keine Ursache fanden, die rauhe Amtsseite hervorzukehren. Und als Wilhelm eine Weile zwischen den Wagen und Menschen umhergeschlendert war, hatte er einen frei stehenden schönen großen Esel bemerkt, war auf ihn zugetreten, hatte ihn gestreichelt und allerlei freundliche Worte an ihn gerichtet.

Bei Tische nun bemerkte Wilhelm, daß seine Nachbarin suchend umherblickte, und er fragte zuvorkommend: „Wünschen Sie etwas, Madame?"

„Das Wasser, wenn ich bitten darf," sagte sie.

Er langte die außer ihrem Bereiche stehende Flasche heran, sie dankte und fügte, das begonnene Gespräch nicht mehr fallend lassend, mit einem anmuthigen Lächeln fort: „Sie lieben Esel, mein Herr?"

„Wieso?" fragte er verwundert.

„Ich habe Sie Nachmittag beobachtet, wie Sie einem Prachtexemplar von einem Esel den Kopf krauten und den Hals streichelten."

Daran hatte er nicht mehr gedacht. „Ich erinnere

mich," erwiderte er nun, „es war ein reizendes Thier mit wunderbar klugen, ja tiefsinnigen Augen."

„Finden Sie das auch?" rief sie erfreut, „ich habe nämlich eine besondere Schwäche für Esel und halte sie neben den Hunden für die weitaus klügsten unserer Hausthiere. Es ist eine erstaunliche Weisheit in ihrem Blick, eine stoische Philosophie der Entsagung, an der ich mich buchstäblich erbaue."

Wilhelm mußte über ihre Lebhaftigkeit lächeln. „Daß wir uns in der guten Meinung vom Esel begegnen, möchte ich als Anzeichen betrachten, daß die undankbare Menschheit endlich zu einer gerechten Würdigung dieses unscheinbaren Mitarbeiters gelangt."

„Unscheinbar?" antwortete sie, „das finde ich gar nicht. Sehen Sie sich seine feinen Hüfchen, seinen elegant bequasteten Schweif, seine zarte silbergraue Farbe mit der sammetschwarzen Kreuzzeichnung an. Auch seine Ohren stehen ihm ganz gut. Man thut ihm immer das Unrecht an, ihn mit dem Pferde zu vergleichen. Es ist eben ein anderer Typus, aber in seiner Art ebenso schön."

„Sie rehabilitiren Titania im Sommernachtstraum."

Sie lachte. „In der That, Titania konnte schlechter wählen. Aber wie war es nur möglich, daß der Esel in der Vorstellung der Menschen zum Urbild der Dummheit wurde?"

„Vielleicht wegen seiner Temperamentlosigkeit und Verstocktheit."

„Nein. Ich glaube es ist etwas Anderes. Die Menschen sahen ein großes und kräftiges Thier, das ganz so heikel sein und sich ganz so wehren konnte wie ein Pferd, das aber mit dem schlechtesten Futter zufrieden war, keinen Stall und keine Striegel verlangte, bis zum Zusammenbrechen arbeitete und dabei niemals biß oder ausschlug. Da sagten sie sich: ein Thier, das kräftig genug ist, um uns Böses zu thun, und sich trotzdem Alles gefallen läßt, ist offenbar blitzdumm. So ist es. Die Menschen begreifen nicht, daß man gut und bescheiden und doch klug sein könne. Nur beim Bösen, Gewaltthätigen und Anspruchsvollen setzen sie Geist voraus. Wenn der Esel nur noch Hafer und Gerste fressen und auf Jeden losgehen wollte, der ihn im Geringsten reizt, so sollten Sie sehen, wie die Menschen gleich vor seinem Verstande Hochachtung bekämen."

„Sie haben von den Menschen eine schlechte Meinung, Madame."

„Die, welche Sie mir beigebracht haben," erwiderte sie, indem sie durchs offene Fenster in den Hof hinausstarrte.

Nach diesem Gespräch sah Wilhelm sich die Nachbarin zum erstenmale genauer an. Daß sie groß und stark war und eine auffallend reine, leuchtende Gesichts-

farbe besaß, war schon früher sein allgemeiner Eindruck gewesen. Jetzt kamen ihm Einzelheiten zum Bewußtsein. Trotz ihrer Fülle war sie um die Mitte schlank; auch ihre kleinen, schmalen Hände mit den gespitzten Fingern und rosigen Nägeln hatten die Bestimmtheit ihrer Zeichnung bewahrt und ihre edeln Linien verschwammen nicht unter philiströsen Fettpolstern. Den hochgetragenen, stolzen Kopf krönte eine schwere Bürde dunkelblonden Haars, auf dem ein Widerschein wie von altem Golde spielte und das sich seiden und flaumweich über die Stirne kräuselte. Die Wangen waren sehr voll, aber fest, und die in kühnem Relief hervortretende, gut geformte Nase hatte gerade die richtige Entwickelung für dieses etwas große Gesicht. Die hellbraunen Augen mit auffallend kleinem Stern waren von außerordentlicher Beweglichkeit und huschten, blitzten und sprühten fortwährend nach allen Seiten. Sie blickten ungemein klug und meist spöttisch, und wenn man sie lange ansah, so hatte man die etwas unbehagliche Empfindung, daß ihr klarer, kalter Strahl gelegentlich grausam wie eine Stahlklinge ein Herz durchbohren konnte. Das auffallendste in dem Antlitz war aber der Mund. Das war mitten im perlmutternen Weiß des Gesichts ein plötzlicher Ausbruch heftigen Korallenroths. Dieser brutale Farbeneffekt zog mächtig an und hielt fest. Der Blick haftete an diesen Lippen

von sinnlicher, sündiger Ueppigkeit und brennender Blutfarbe, die im keuschesten Geiste, ja selbst bei Frauen die Vorstellung vampyrischer Küsse erwecken mußten. Alles in Allem eine prächtige Erscheinung, diese Dreißigerin voll Gesundheit und Leben in ihrer triumphirenden Vollentfaltung berauschender Weiblichkeit. Alle Männer im Hotel schielten mit nicht zu verbergender Begehrlichkeit nach ihr und wenn sie sich ihr bisher trotzdem nicht genähert hatten, so war es, weil sie sich durch das mit hochmüthiger Kälte wechselnde, spöttische Gekicher ihrer Augen bald eingeschüchtert, bald verletzt fühlten.

Nur Wilhelm begannen diese gefährlichen Augen, nachdem sie ihn überhaupt bemerkt hatten, mild und still anzusehen. Wenn sie den seinigen begegneten, machten sie sich bescheiden und harmlos und ihre gespielte Unwissenheit schien von ihm Anreden, Mittheilungen, Belehrungen zu erbitten. Er blieb gegen ihren Einfluß nicht unempfindlich. Es bereitete ihm ein Behagen, daß er bei Tische neben der schönen Frau saß und ihr kleine Artigkeiten erweisen konnte. Er überraschte sich auf einsamen Spaziergängen dabei, daß er lebhaft an sie dachte, nicht ohne das Blut mit ungewöhnlicher Hitze durch die Adern strömen zu fühlen. Im Speisesaal und Salon bewirkte ihr Eintritt einen plötzlichen Stillstand seines Herzens mit einigen nach-

folgenden, überhasteten Schlägen und wenn er sie betrachtete, kam ihm der unziemliche Einfall, daß es eine Lust sein müßte, ihr die festen, runden Wangen zu streicheln, mit der Fingerspitze leise über die schwellenden Lippen zu fahren, besonders aber in der Flut ihrer seidenen Haare zu wühlen. Alle diese Wahrnehmungen machten ihn ein wenig stutzen und hatten zur Folge, daß seine Zurückhaltung sich gegen sie bis zur Aengstlichkeit steigerte. Er sah sie noch immer nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten und versuchte nicht, sich ihr außer denselben zu nähern, obgleich sie ihn schon einigemale gefragt hatte, ob er denn nicht spazieren gehe und Ausflüge in die Umgebungen machen werde.

Bald nach dem Gespräche über den Esel stieg er eines Vormittags auf den Strand hinunter, der die ganze Fremdenbevölkerung von Ault vereinigte, da es gerade Badestunde war. Die Küste trat hier der See in der Form einer hundertfünfzig Fuß hohen lothrechten Klippenmauer entgegen, die sich nach Westen unabsehbar hinzog, nach Osten dagegen allmälig niedriger wurde und sich in einer etwa halbstündigen Entfernung in einen flachen Ufersaum verlor. Wo die Fluchtlinie der kahlen, grauen Wand sich ein wenig zurückkrümmte, da hatte die See in der schwachen Ausbuchtung etwas Vorland angeschwemmt, das hoch mit gerollten Kieseln von Hanfkorn- bis Kopfgröße aufgefüllt war. Hier standen

zwei Reihen anspruchsloser Holzhüttchen, die als Ankleidekabinen dienten, und ein großer Karren auf Rädern nach Art der riesigen Häuserwagen, in welchen Schaubuden- und Menageriebesitzer und ähnliche fahrende Leute von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehen. Eine französische Fahne, die auf einer Flaggenstange über dem hölzernen Karren flatterte, lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn und wenn man näher trat, so las man über der Eingangsthüre, zu der eine verstellbare Holztreppe führte, die ehrgeizige Inschrift: „Casino d'Ault“ Denn eines Casinos rühmte sich Ault wirklich, man erhob darin von den Besuchern eine Eintrittsgebühr von zehn Centimes und in dem einzigen Raume, den sein Inneres bildete, fand man ein „Jeu de course“ und andere Hazardspiel-Vorrichtungen, ganz so wie in den berühmtesten und elegantesten Räuberhöhlen der vornehmen Badeorte.

Hier richtete sich übrigens Niemand zu Grunde. Das Strandleben war kleinbürgerlich und patriarchalisch. Auf Faltstühlchen und ausgebreiteten Reisedecken saßen und lagerten Familien, die Frauen im Schlafrock, die Männer in Segeltuch-Anzügen mit der Pfeife im Munde, jene mit Handarbeiten beschäftigt, diese Zeitungen oder Bücher lesend. Das junge Volk lief barfuß und im Badekostüm herum und lag am Wasserrande zwischen dem Geröll dem Garneelen-Fange ob, der jedoch kaum

jemals eine Ausbeute gab. Im seichten Uferwasser badeten Gruppen mit lustigem Lärm, plätschernd und einander bespritzend, beim Heranrollen einer etwas höhern Welle Schreie ausstoßend, aufschnellend und niederduckend und neue Ankömmlinge, die sich nur furchtsam und ganz allmälig ins kalte Wasser vorwagten, durch Zurufe zu entschlossenerem Tauchen ermuthigend. Da die wenigsten Bader schwimmen konnten, so spielte sich dieses Treiben in nächster Nähe ab.

In der ersten Zeit hatte Wilhelm es anstößig gefunden, daß beide Geschlechter beisammen badeten und junge Mädchen und Frauen, wenn sie aus der See herauskamen, mit nackten Armen und Beinen und unter dem klebenden nassen Badekostüm verwirrend enthüllten Körperformen an den Augen der sie ohne Scheu anstarrenden Männer vorüber gemächlich zu ihrer Kabine schlenderten. Er hatte es sich aus diesem Grunde sogar versagt, zur Badestunde an den Strand zu gehen oder selbst zu baden. Allmälig gewöhnte er sich aber an den Anblick, da er sah, daß Niemand etwas dabei fand und die wie entkleidet aussehenden Gestalten sich mit der naiven Unbewußtheit von Tahitierinen zwischen den gleichgiltigen Eltern, Geschwistern und Bekannten bewegten.

Als er auf dem nicht eben bequemen Grunde von knirschendem Kiesgeröll zwischen den plaudernden und

ruhenden Gruppen dahinging, sah er seine Tischnachbarin auf einem Faltstuhl von einem großen dunkeln Sonnenschirm beschattet einsam dasitzen, ein geöffnetes Buch auf dem Schoße und den Blick auf den glatten hellen Seespiegel gerichtet. Sie bemerkte Wilhelm und kam seinem Gruße mit einem Lächeln und freundlichen Kopfnicken zuvor. Es lag in letzterem eine Einladung, der er indeß nicht folgte, er wußte selbst nicht weshalb. Er setzte verwirrt und unter allerlei unklaren Empfindungen seinen Weg bis zu der Stelle fort, wo die unmittelbar an den Fuß der aufragenden Klippe herantretende Brandung ihm das Weitergehen verwehrte, und im Umkehren dachte er, daß er wieder an ihr vorüberkommen müsse und ob er das nicht vermeiden könne, indem er an der Felswand entlang hinter ihr herum zurückging. Aber warum ging er ihr eigentlich aus dem Wege? War das nicht ungeschickt bis zur Tölpelhaftigkeit? Sie war so freundlich gegen ihn, weshalb setzte er ihrem Wolwollen eine so thörichte und unziemliche Sprödigkeit entgegen? Und beschämt, ja fast über sich selbst entrüstet faßte er einen kräftigen Entschluß und lenkte seine Schritte gerade zu der Dame hin, die ihm mit den Augen gefolgt war und als sie ihn nun auf sich zukommen sah, ihn schon von Weitem anlächelte.

Vor ihr angelangt zog er den Hut und blieb stehen. Sie ließ ihm keine Zeit zu einer verlegenen Ansprache,

sondern sagte im natürlichsten Tone von der Welt „Es ist liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mir ein wenig Gesellschaft leisten wollen. Lassen Sie sich hier auf den Plaid nieder."

Er that dankend, wie ihm geheißen wurde und setzte sich auf das dicke, weiche Tuch, unter dessen mehrfachen Schichten man die Kiesel nicht mehr fühlte. Seinen Kopf beschattete der große Sonnenschirm, auf seine Beine brannte die Sonne nieder.

„Schwärmen Sie auch für das Meer?" fragte die Dame.

„Ich weiß es selbst noch nicht. Ich muß erst seine Bekanntschaft machen", erwiderte Wilhelm.

„Ich gestehe Ihnen, daß es mich sehr gleichgiltig läßt. Nein. Nicht einmal ganz gleichgiltig. Ich bin ihm sogar ein wenig böse, weil es so vielen Idioten zu lächerlichen Deklamationen und verlogener Empfindelei Anlaß gibt. Sehen Sie sich dieses ganze Pack hier am Strande an. Die Leute langweilen sich wie die Möpse und finden den Boulevard tausendmal angenehmer als dieses viele Wasser, das ihnen nichts sagt. Und dennoch, wenn Sie vor ihnen das Wort: das Meer! aussprechen, so beginnen sie mit verdrehten Augen eine auswendig gelernte Lektion der Bewunderung und des Entzückens herzuplappern, wie eine Spieldose eine Arie

abhaspelt, wenn man an den Knopf drückt. Das Meer ist von einigen romantischen Dichtern erfunden worden. Aber ich leugne, daß etwas daran ist. Das Meer ist trostlos einförmig und Einförmigkeit schließt schon von vornherein Schönheit oder Reiz aus. Man liebt es höchstens, wie man einen Spiegel liebt, weil man sich selbst darin sieht. Das Meer ist ein leeres Blatt und Jeder schreibt es mit dem voll, was er selbst im Kopfe hat, oder, wenn Sie wollen, ein Rahmen, in den man die Bilder der eigenen Phantasien fügt. Ich gebe zu, daß man am Meere träumen kann, es thut nichts, um den Traum zu stören oder ihm eine bestimmte Richtung und Farbe zu geben. Aber kann es selbst Gedanken und Empfindungen anregen, wie etwa die mannigfaltigen Formen des Gebirges oder Waldes? Niemals. Menschen mit natürlicher Empfindung wissen das. Die Küstenbewohner bauen ihre Häuser überall so, daß sie dem Meere den Rücken zukehren."

„Wegen der Stürme", wandte Wilhelm ein.

„Mag sein. Aber nicht blos darum, sondern weil sie der Anblick der Wasserwüste ohne Grenzen, ohne Abwechslung, ohne lebendige Bewegung langweilt und sie lieber auf das Land mit der ausdrucksvollen Verschiedenartigkeit seiner Formen hinaussehen."

„Der Ausdruck, den Sie in der Landschaft finden, wird ja aber auch von Ihrer Einbildungskraft in sie

hineingetragen. Wald und Gebirge sind an sich ebenso stumm wie das Meer."

„Richtig. Allein das Land hat Züge, welche an etwas erinnern, welche die Tasten der Ideen-Assoziation anschlagen, es schafft also selbst die Phantasiebilder, mit denen wir es dann beleben. Das Meer thut nichts dergleichen. Der beste Beweis dafür ist, daß noch nie ein Künstler es zum Vorwurf genommen hat. Kennen Sie einen Maler, der das Meer allein gemalt hat?"

„Ja. Aiwasowsky."

„Wer ist das?"

„Ein Russe, welcher merkwürdige Seebilder malt."

„Wie? Bloßes Wasser ohne Ufer, ohne Menschen, ohne Schiffe?"

„Ich erinnere mich eines Bildes, das wirklich bloßes Wasser darstellt. Nur ein Sparren oder zerbrochener Mast schwimmt darin."

„Sehen Sie wol!" rief sie triumphirend. „Dieser zerbrochene Mast ist der Kniff des Malers. Das ist der Roman. Sie denken sofort an ein untergegangenes Schiff. Sie sehen Menschen, Katastrophen, weinende Witwen und Bräute, der Sparren wird zur Hauptsache im Bilde und Sie bemerken das Meer gar nicht weiter. Uebrigens — die Alten, die doch für alles Große und Schöne Sinn hatten, wußten mit dem Meere ebenfalls nichts anzufangen. Diese herrlichen Menschen waren

gesunde Realisten und hielten sich an ihre Sinnesein-drücke, denen sie nichts Transszendentales hinzufügten. Das Meer sprach ihnen nur zum Ohr. Homer hat für das Meer blos Beiwörter, welche Gehörseindrücke bezeichnen: das tönende, das jauchzende, das viel rauschende; kaum daß er einmal auch vom dunkeln oder weinfarbenen Meere spricht."

„Sie haben ja Ihre Klassiker inne wie ein Philologe!"

„Das soll Sie nicht wundern. Dem Schönen gegenüber habe ich weder Hochmuth noch Vorurtheil. Selbst daß der Bildungspöbel ihn seit Jahrtausenden pflichtgemäß rühmt, hindert mich nicht, mich an einem echten Dichter zu erfreuen."

„Wenn Sie aber gegen das Meer einen solchen Unwillen haben, wie kommt es dann, daß Sie es trotzdem aufsuchen?"

„O," lachte die schöne Frau, „das ist die Schuld meiner Aerzte. Sie haben mich an die See geschickt, um mich mager zu machen. Und ich mußte auf ihre Anordnung einen ganz stillen, ganz abseits liegenden Badestrand aufsuchen, wo ich sicher war, keinen Bekannten zu finden. Denn sowie ich einen Kreis um mich habe, amüsire ich mich, lache, schwatze, und davon werde ich wieder fett. Heute bin ich zum Beispiel der

ärztlichen Vorschrift schon ungehorsam gewesen; ich habe mit Ihnen so angenehm geplaudert."

„Sie sind zu gütig. Sie haben blos gegeben, aber nichts von mir empfangen."

„Das ist gerade, was ich liebe: immer geben, nie nehmen."

„Das ist sonst nicht Frauenart. Sie sind eben originell. Verzeihen Sie eine vielleicht indiskrete Frage: schreiben Sie?"

„Um Gotteswillen! Sehe ich wie ein Blaustrumpf aus?"

„Ich habe mir von dem Typus noch kein bestimmtes Bild gemacht."

„Seien Sie ruhig. Ich bin keine Schriftstellerin. Höchstens habe ich hie und da einmal einem befreundeten Roman- oder Lustspiel-Dichter ein Bischen geholfen. Wenn sie Damenbriefe brauchen, so lassen sie sie gern von mir schreiben. Aber Sie — Sie sind wol Schriftsteller?"

„Nein, gnädige Frau; ich beschäftige mich mit Naturwissenschaften."

„Also Professor?"

„Nein. Höchstens Liebhaber."

„Ah! Und — Sie sind kein Franzose?"

„Ich bin Deutscher."

„Nicht möglich!" rief die Dame.

„Wie so nicht möglich?" fragte Wilhelm lächelnd.

„Sie haben keinen Accent und Ihr Aussehen" —

„Sie stellen sich wol vor, daß jeder Deutsche hellblaue Augen, weißlich blonde Haare und eine große Pfeife hat?"

„So ungefähr malt man sich allerdings den Deutschen bei uns in Spanien aus."

Jetzt war die Reihe des Staunens an Wilhelm. „Sie sind Spanierin?"

„Wie haben Sie sich nun eine Spanierin vorgestellt? Natürlich mit pechschwarzen Augen, blauschwarzem Haar und einer Mantille."

Wilhelm nickte.

„Es giebt aber auch blonde Spanierinen, wie Sie sehen. Sie sind in unseren besten Familien sogar nicht selten. Vielleicht ein Erbtheil von unseren gothischen Vorfahren."

„Sie lieben wol die Deutschen nicht wie alle Romanen?"

„Bitte, mein Herr, vergleichen Sie mich nie mit Anderen, mit einer Menge. Ich wünsche als Individuum behandelt zu werden. Was immer die Vorurtheile der Romanen sein mögen, ich habe meine eigenen Urtheile. Ihre Nationalität ist mir gleichgiltig. Ich sehe in Ihnen den Menschen." Und indem sie das sagte, sah

sie ihn so an, daß er Flammen in seinen Wangen aufsteigen fühlte.

Das Mittagessen wurde von einer Glocke im Hotel angekündigt, deren Läuten man am Strande sehr gut hören konnte. In ihrem eifrigen Gespräche war jedoch das Zeichen von ihnen unbemerkt geblieben. Eine Zofe, die Wilhelm im Hotel oft gesehen hatte, eine Dragoner-Erscheinung von reiferem Alter mit Schnurrbart und steifer, würdiger Haltung, trat auf die Dame zu und sagte: „Frau Gräfin haben wol nicht gehört, daß zum Essen geläutet ist."

Sie stand auf und nahm ohne Umstände Wilhelms Arm. Die Zofe trug Plaid und Faltstuhl nach. Der Strand war ganz einsam, da alle Leute zum Dejeuner gegangen waren; die Flut stieg und hatte fast schon das ganze Vorland verschlungen und der Donner der herstürzenden Wogen, denen beim Rückzug zahlreiche Kiesel mit lautem Rasseln nachrollten, tönte dem langsam dem Flecken zuschreitenden Paare nach.

Auf dem Wege nach dem Hotel kamen sie am Postamte vorbei, wohin ihnen die Zofe, die den zu ihrem martialischen Aeußern nicht ganz passenden sanften Namen Anne trug, vorausgeeilt war, um die Briefe und Zeitungen ihrer Herrin zu holen. Sie überreichte ihr dieselben, die Dame riß lächelnd die Adreßschleife von ihrem „Figaro" ab und gab sie Wilhelm mit der

Bemerkung: „Sie wissen noch gar nicht, wie ich heiße.“ Wilhelm las auf dem Papierstreifen: „Frau Gräfin Pilar von Pozaldez, geborne von Henares.“ „Mein Vater,“ fügte sie erläuternd hinzu, „war der Generalkapitän Marquis von Henares.“

„Und hier ist mein sehr plebejischer Name,“ erwiderte Wilhelm, indem er seine Visitenkarte hervorholte und ihr übergab.

„Es gibt keine plebejischen Namen, es gibt nur plebejische Herzen,“ sagte die Gräfin, indem sie die Karte ansah und dann in ihrem eleganten Schildplatt-Täschchen verbarg, das mit ihrem Namenszug und Wappen in Gold und farbigem Schmelz geschmückt war.

Die Bekanntschaft war nun vollkommen hergestellt und nach dem Dejeuner lud die Gräfin Wilhelm unbefangen ein, sie in zwei Stunden, nachdem sie ein wenig geruht haben werde, auf einem Spaziergange nach der Landseite zu begleiten.

Ault hatte eine hübsche landschaftliche Umgebung. Smaragdgrüne Wiesen, mit wenig Aeckern abwechselnd, begleiteten ein sanft gewelltes Land, das nach der See hin jäh abfiel. Zahlreiche Bäume standen überall einzeln und gruppenweise und reichten bis an den Klippenrand, über den manche mit ihren sturmzerzausten Kronen in die Brandung hinabsahen. Da und dort gab es auch Stücke geschlossenen Waldes und am Saum

eines solchen, eine Viertelstunde vom Orte entfernt, ließ sich die Gräfin im kühlen Schatten auf dem üppigen Rasen nieder. Wilhelm nahm auf einer hervorstehenden Baumwurzel neben ihr Platz. Anne wurde zurückgeschickt und sollte erst in zwei Stunden wiederkommen, Fido dagegen durfte bleiben. Das war ein mittelgroßer silberweißer Schäferhund mit spitzer Schnauze, steifen kleinen Spitzohren und einem scharf über den Rücken gebogenen buschigen Schweif, der sich vom ersten Augenblicke ab Wilhelm angeschlossen hatte und, wenn er von ihm gestreichelt wurde, sein Vergnügen durch einen Anfall von asthmatischem Husten, Schnauben und Prusten zu erkennen gab.

„Sie leben doch auch in Paris?“ fragte die Gräfin nach einem Austausche von Bemerkungen über die Gegend.

„Nein“, erwiderte Wilhelm. „Ich habe bisher in Berlin gewohnt, mußte es aber aus politischen Gründen verlassen und bin eigentlich jetzt eine Art Landstreicher ohne festen Wohnsitz.“

„Also ein politischer Flüchtling“ rief die Gräfin. „Prächtig. Natürlich werden Sie nun in Paris Ihren Aufenthalt nehmen. Das ist die geheiligte Ueberlieferung aller politischen Verbannten. Ja, ja, so müssen Sie es thun. Es wäre auch zu häßlich gewesen, nach wenigen Wochen auseinander zu gehen, Sie rechts, ich

links, mit dem Troste, sich einst über den Sternen wiederzufinden. Sie kommen also nach Paris mit und wenn Sie etwa eine Revolution in Deutschland vorbereiten wollen, so bitte ich Sie, mich als Bundesgenossin anzunehmen. Lachen Sie nicht, in Paris wimmelt es von spanischen Flüchtlingen aller Parteien und ich habe Gelegenheit gehabt, im Verschwörungsgeschäft Erfahrungen zu sammeln."

„Ich habe keinen derartigen Ehrgeiz," erwiderte Wilhelm lächelnd, „und ich bin überhaupt kein Politiker, trotzdem daß ich mich der Auszeichnung erfreue, verbannt zu sein."

„Werden Sie in Paris irgend einen Beruf ausüben wollen? Ich habe Verbindungen —"

„Sie sind zu gütig, Gräfin. Sie werden vielleicht gering von mir denken, aber ich habe nicht, was man einen bürgerlichen Beruf nennt."

„Gering von Ihnen denken? Im Gegentheil. Keinen Beruf haben heißt frei sein, heißt sich selbst angehören. Wer gezwungen ist, um das tägliche Brod zu arbeiten, der muß freilich einen Beruf ausüben. Aber dieser ist doch immer nur ein nothwendiges Uebel. Nur Pedanten halten ihn für den Zweck des Lebens. Er ist höchstens ein Mittel."

„Und was scheint Ihnen der Zweck des Lebens?"

„Können Sie das fragen? Natürlich Glück."

„Glück! Gewiß. Aber Jeder hat eben ein anderes Glücksideal. Dem einen ist es Erkenntniß, dem andern Pflichterfüllung, gemeineren Naturen Reichthum und äußere Ehren. Darum ist es denkbar, auch in der Ausübung eines Berufs Glück zu finden."

„Ach nein, lieber Herr Eynhardt, das sind Irrthümer verfinsterter und beschränkter Seelen, welche den eigentlichen Lebenszweck verkennen. Es gibt nicht verschiedene Glücksideale, es gibt nur ein Glück."

„Und das wäre?"

„Sich etwas sehr, sehr zu wünschen und es dann zu erlangen."

„Auch wenn es etwas Thörichtes ist?"

„Auch dann."

„Auch wenn man es später wieder verlieren soll?"

Sie blickte eine Weile schweigend ins Weite und sagte dann entschlossen: „Auch dann." Und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Man hat doch immer einen Augenblick des Glücks gehabt, als man den Wunsch erfüllt sah. Und was will man denn mehr? Man lebt ja nur, um solche Augenblicke zu erleben."

„Ihre Glückstheorie paßt leider nicht für Alle. Woher soll nun der das Glück nehmen, der keinen Wunsch hat oder Unerreichbares wünscht, zum Beispiel Erkenntniß?"

„Ein Mensch, der keinen Wunsch hat? Gibt es das?"

„Ja, Frau Gräfin, das gibt es."

„Sind Sie ein solcher?" fragte sie rasch.

„Vielleicht," erwiderte Wilhelm.

„Sie sind also nicht verliebt?" fuhr sie fort und ließ ihre beweglichen Augen auf seinem schwermüthigen Antlitz ruhen.

Er schüttelte leise das Haupt, ohne sie anzusehen, gleichsam von der Ungalantheit seines Geständnisses beschämt.

„Sind Sie es nicht wenigstens einmal gewesen?" fuhr sie heftiger fort.

„Bin ich wirklich verliebt gewesen? Vielleicht. Doch nein. Ich weiß es selbst nicht."

„Undankbarer! Undankbarer! Sie schwanken. Sie prüfen sich. Also sind Sie es gewesen. Es ist abscheulich, die Götter zu verleugnen, die man angebetet hat. Aber so seid ihr Männer Alle. Wenn ihr zu lieben aufgehört habt, so wollt ihr gar nicht zugeben, je geliebt zu haben. Sagen Sie mir: hat es einen Augenblick in Ihrem Leben gegeben, wo Sie auf meine Frage: sind Sie verliebt? ohne Zögern geantwortet hätten: Ja?"

„Ja. Einen solchen Augenblick hat es gegeben. Aber nachträglich scheint es mir —"

„Nichts da. Nichts da. Sie hatten damals Recht und jetzt haben Sie Unrecht. Das ist ja eben euer

großes Mißverständniß. Ihr bildet euch ein, man könne nur einmal lieben und die wahre Liebe müsse ewig dauern. Nichts dauert ewig, mein armer Freund, und die wahrste Liebe ist manchmal vergänglich wie die schönste Rose und der seligste Morgentraum. Aber wenn sie vorüber ist, muß man sie darum nicht leugnen. Weil Sie jetzt nichts fühlen, dürfen Sie nicht behaupten, Sie hätten damals nichts gefühlt. Sie hielten sich für verliebt, folglich waren Sie es. Es ist Sophisterei, es sich nachträglich selbst ausreden zu wollen."

„Sie sind ein glänzender Anwalt Ihrer Ansichten, Frau Gräfin, aber dennoch — darf man wirklich einen augenblicklichen Irrthum der Sinne —"

„Irrthum der Sinne! Ei, mein Herr deutscher Philosoph, und wer sagt Ihnen, daß unser ganzes Leben nicht ein Irrthum der Sinne ist?"

„Da kommen Sie meiner Philosophie in der That merkwürdig nahe", murmelte Wilhelm.

„Nie verliebt gewesen!" sprach die Gräfin, während es in ihren hellbraunen Augen sprühte. „Sie müßten ein Ungeheuer sein. Sie sind doch wol nahe an die Dreißig."

„Vierunddreißig vorüber."

„Meine Glückwünsche, Herr Eynhardt, ich hätte Ihnen mindestens fünf Jahre weniger gegeben. Aber ob Dreißig oder Vierunddreißig, es wäre sträflich, dieses

Alter zu erreichen, ohne geliebt zu haben. Denn — Sie sind doch — kein Schüler Abälards?"

Bei dieser dreisten Frage erröthete Wilhelm und schlug die Augen nieder wie ein Knabe, der er ja in gewisser Hinsicht geblieben war. Sie bemerkte seine Schüchternheit nicht ohne geheimes Vergnügen.

„Aber ernstlich", fuhr sie fort, „das Bischen Liebe ist doch das Beste an euch Männern, nein, das einzig Gute, das einzige, was eure Derbheit, eure Selbstsucht, eure Prosa erträglich macht."

„Ja, so sagen die Frauen. Sie sehen in der Welt und im Leben nichts weiter als die Liebe. Sie beurtheilen den Mann nur nach seiner Liebesfähigkeit und nach seinem Liebeseifer. Und doch gehört weniger Kraft und Männlichkeit dazu, sich der Liebe hinzugeben, als ihr zu widerstehen. Ihnen gefallen die Sklaven der Leidenschaft. Ich verehre die keuschen, heiligen Menschen, die ihren Geist aus den Banden des Fleisches zu befreien gewußt haben. Die höchste Stufe des Menschenthums erreicht nur der, der nie die Erniedrigung der Sinnlichkeit erlitten hat. Christus hat mit Wort und Beispiel Entsagung gelehrt. Newton hat nie ein Weib gekannt"

„Von Newton", gab sie zurück, „weiß ich nichts. Aber Christus hat für Magdalena und die Ehebrecherin ein Herz gehabt. Ueberdies: Christus war ein Gott

und ich spreche von sterblichen Menschen. Solche aber werden nur durch das Weib, durch die Liebe zum Weibe zu Helden und Halbgöttern gesteigert."

„Nein", sagte Wilhelm schroff, „das Weib zieht den Mann zur Thierheit hinab. Wir haben ein deutsches Märchen, da kommt ein Bär vor, der sich in einen Menschen verwandelt, wenn er ein Weib umarmt. Im Leben ist es umgekehrt wie in diesem Märchen. Die Berührung des Weibes, die Begierde nach dem Weibe verwandelt den Menschen in ein Thier. Sie kennen und lieben ja das klassische Alterthum. Es hat keine schönere Allegorie als die Geschichte jener Semele, die einmal ihren geliebten Jupiter nicht in der Schwäche und Unreinlichkeit des Fleisches, sondern als hehren Gott sehen wollte und den Anblick nicht ertragen konnte."

„Gut", sagte sie leise, „schimpfen Sie mich Semele. Mir ist ein warmes, liebendes Thier lieber als ein eiskalter, hochmüthiger Philosoph. Ueberhaupt — ich liebe ja die Thiere." Und sie streichelte in weicher Traumverlorenheit Fido, der vor Vergnügen zu pusten und zu keuchen begann und eifrig die liebkosende Hand leckte. Nach einer Pause fuhr sie langsam fort: „Ich hätte nie gedacht, daß Sie ein so abscheulicher Frauenfeind sind. Sie haben mein Geschlecht beleidigt, folglich auch mich. Ich erwarte, daß Sie Buße thun, indem Sie — mir sehr gut sind."

Sie sah ihm tief in die Augen und streckte ihm die Hand entgegen, die er verwirrt ergriff und festhielt. Plötzlich ließ er sie fahren. Die Gräfin hob erstaunt den Kopf und bemerkte, Wilhelms Blicke folgend, den Witzbold der Wirthstafel mit seiner Dame den tiefeingeschnittenen Hohlweg herankommen, der sich am Fuße des waldgekrönten Hügels hinzog, auf dessen Abhange sie saßen.

„Ach, was liegt an diesen gewöhnlichen Leuten!“ rief die Gräfin geärgert. „Und wenn sie uns sehen? Was ist da weiter dabei? Höchstens werden sie sich später in ihrem Pariser Laden rühmen können: Wir haben in Ault eine große Dame gesehen.“

Der gefährliche Zauber des Augenblicks war nun aber dennoch gebrochen und er erneuerte sich nicht mehr bis zur Wiederkehr von Anne, welcher Fido wedelnd und niesend entgegenlief.

Wilhelm blieb den Rest des Tages in sich gekehrt und tiefsinnig und erwachte beim Diner jedesmal wie aus Träumen, so oft die Gräfin das Wort an ihn richtete. Sie bemerkte seine Geistesverfassung wol und ließ nicht ab, den Eindruck der Nachmittags-Unterredung mit Blicken, Haltungen und Worten zu verstärken. Nach Tische nahm sie wieder seinen Arm, ohne sich darum zu kümmern, daß die übrige Gesellschaft Blicke wechselte, die Köpfe zusammensteckte und

zischelte, und fragte ihn: „Was haben Sie für den Abend vor?“

„Ich wollte ein wenig am Strande spazieren gehen,“ stammelte er verlegen.

„Oh der Egoist! Und mich allein lassen, auch wenn ich mich zu Tode langweilen sollte. Nein. Kommen Sie zu mir. Sie haben mich ohnehin noch nicht besucht. Anne sorgt für Thee und wir plaudern.“

Die Gräfin hatte im ersten Stock zwei Zimmer, auf das Einfachste ausgestattet, ohne Teppich, ohne Wandschmuck, ganz so wie alle übrigen. Das eine diente als Schlafzimmer, das andere sollte einen Salon vorstellen. Wenigstens enthielt es kein Bett, dafür aber eine Chaiselongue, einen Schaukelstuhl und einen runden Tisch mit Jutedecke. Die Gräfin unterhielt sich innerlich über das furchtsame Zögern, womit Wilhelm über ihre Schwelle trat. Sie nahm ihm den Hut aus der Hand und gab ihn Anne, die ihn mit unerschütterlicher Würde an einem Wandnagel aufhing, sich aber nicht gänzlich enthalten konnte, Wilhelm manchmal einen merkwürdigen Seitenblick zuzuwerfen.

Als der Thee auf dem Tische dampfte und Anne sich diskret ins Schlafzimmer zurückgezogen hatte, dessen Thüre sie hinter sich schloß, begann die Gräfin: „Da wir doch Freunde werden sollen — nein; wir sind schon Freunde; sagen Sie es mir, Sie sind mein

Freund, nicht wahr?" Und sie reichte ihm die Hand, die er mit Wärme drückte und in der seinigen behielt.

„... so sollen Sie doch endlich wissen, wer ich bin und wie ich lebe. Ich werde Ihnen die ganze Wahrheit sagen. Denn ich lüge überhaupt nie. Lügen ist so niedrig und schwächlich. Das Schlechteste, was über mich gesagt werden kann, werden Sie aus meinem Munde erfahren. Und ich hoffe dennoch, daß Sie mir, nachdem Sie Alles gehört haben, nicht weniger gut sein werden als vorher."

Sie netzte ihre blutrothen Lippen in der Theeschale, ohne seine Hand loszulassen, und fuhr fort:

„Ich bin verheiratet. Mein Mann, der Graf Pozaldez, ist Gouverneur der Philippinen. Ich lebe seit Jahren in Paris. Dem Grafen hat man den Posten gegeben, um ihn einige tausend Meilen von mir zu entfernen. Wir haben in Spanien keine Ehescheidung und das war das einzige Mittel, mir ein gewisses Maß von Freiheit zu verschaffen."

Sie nahm wieder einen kleinen Schluck und sagte: „Aus diesen paar Worten haben Sie ersehen, daß ich unglücklich verheiratet bin. Sie müssen wissen, daß ich das einzige Kind meiner Eltern bin. Mein Vater, der Marquis von Henares, vergötterte mich. Er war durch und durch Soldat, streng und zugeknöpft gegen alle Welt, selbst gegen meine Mutter, die diesen seltenen

Menschen nicht verstand, nur mir zeigte er sein goldenes Herz, seinen hohen, edeln Geist und sein Gemüth, eine wahre Kaktusfeige, außen Stacheln, innen ganz Süßigkeit. Er erzog mich, als sollte ich Staatsminister werden, und behandelte mich seit meinem zwölften Jahre wie einen geliebten Kameraden, so daß die Mutter oft ganz ernstlich eifersüchtig auf mich war. Als ich ein junges Mädchen wurde, da sagte er manchmal: Wer meine Pilar heiraten will, der muß sich zuerst mit mir schlagen, und sein Gesicht war ganz ernst, als er das sagte. Sie wissen wahrscheinlich, daß wir in Spanien früh reif sind. Zu sechszehn Jahren war ich ungefähr so entwickelt wie jetzt. Graf Pozaldez war ein junger Kavalerie-Lieutenant und Adjutant meines Vaters. Wir sahen uns natürlich oft und er that bald, als wäre er sterblich verliebt in mich. Auch mir gefiel er ganz gut, denn er war jung, hübsch, elegant. Worauf weiß ein sechszehnjähriges Mädchen, ein halbes Kind, sonst noch zu achten? Seine Blicke und seine Seufzer verstand ich natürlich ohne Schwierigkeit, aber zu eigentlichen Erklärungen kam es monatelang nicht. Eines Tages schrieb er mir einen acht Seiten langen Brief, worin er mir auseinandersetzte, er besitze nichts auf der Welt als seinen Degen, er dürfe also nicht wagen, die Augen zur Erbin des reichsten Gutsbesitzers von Altcastilien zu erheben; auch

fühle er, daß er meiner nicht würdig sei, meiner sei überhaupt nur ein König würdig — der Elende! Doch darauf komme ich später. Andererseits aber könne er ohne mich nicht leben und wenn ich seine Liebe nicht erwidere, so sei er entschlossen, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Ich sah ihn schon mit dem Loch in der Stirne daliegen und weinte um den armen, jungen Mann. Ich wollte nicht, daß um meinetwillen Jemand sterbe. Und ich malte mir es wunderschön aus, einen Jüngling ohne Vermögen und Stellung, der nichts hatte als seine Liebe zu mir, durch meine Hand reich, groß und glücklich zu machen. Ich zeigte den Brief meiner Mutter und fragte sie, was zu thun sei. Sie nahm sofort für den jungen Mann Partei. Meine Seele würde dem Teufel verfallen, wenn ich den armen Pozaldez zu Grunde gehen ließe. Er sei aus guter Familie und seinen Weg werde er als Schwiegersohn des Marquis von Henares schon machen. Ich müsse ihn unbedingt ermuthigen. Der Rath meiner Mutter klang mit meinen eigenen Gefühlen zusammen. Ich gestattete dem Grafen, mich im Geheimen zu sehen. Er erhielt die Erlaubniß, bei meinem Vater um mich anzuhalten. Das that er sehr zaghaft. Er wurde mit Verachtung und Zorn abgewiesen. Meine Mutter und ich selbst thaten dann das Nöthige, um den Vater um-

zustimmen und kurz, ich heiratete den Grafen Pozaldez, noch nicht siebenzehn Jahre alt."

Sie schwieg ein wenig und fuhr dann fort: „Ich will es kurz machen. Nach einem Jahre brachte er Maitressen ins Haus, als ich mit meinem ersten Kinde in den Wochen lag. Ich war entschlossen, ihn sofort zu verlassen. Meine Mutter führte eine Versöhnung herbei. Bald darauf mißhandelte er mich thätlich. Ich litt auch das, um Skandal zu vermeiden und besonders um meines Vaters willen. Er hätte ihn getödtet, wenn er die Wahrheit gekannt hätte. Später — später — ich muß es Ihnen sagen, damit Sie die Lage ganz erfassen können — that der Wicht sein Möglichstes, um den eben nach Madrid gekommenen König Amadeo auf mich aufmerksam zu machen. Als ich diese niederträchtigen Manöver merkte, merken mußte, da war endlich das Maß voll. Ich ließ ihm die Wahl zwischen einem skandalösen Prozeß, der ihn meines Vermögens beraubt hätte, und der Selbstverbannung durch Annahme eines überseeischen Staatsamts unter Fortbezug der Hälfte meiner Einkünfte. Er nahm schließlich die Verbannung mit dem Gelde an und ich war frei. Ich verließ Madrid und siedelte nach Paris über. Sie sehen die Verhältnisse: eine dreiundzwanzigjährige, alleinstehende Frau, deren Leben zwei kleine Kinder unmöglich ausfüllen konnten."

„Zwei Kinder?“ fragte Wilhelm.

„Ja“, antwortete die Gräfin und senkte das Haupt. „Es gibt Feigheiten, deren auch eine muthige Frau sich schuldig machen kann, wenn sie aus Rücksicht auf die Welt fortfährt, mit dem Vater ihres ersten Kindes unter einem Dache zu leben. Und dann — Sie müssen mich nehmen wie ich bin, mit all meinen Schwächen, für welche auch einige gute Eigenschaften um Nachsicht bitten.“

Sie sah ihn demüthig wie mit Kinderaugen an und fuhr leiser fort: „Die spanische Kolonie in Paris nahm mich mit offenen Armen auf. Die Feste, die Soiréen, die Theater-Einladungen hatten kein Ende. Aber kann das einem jungen, verbitterten, glücksdurstigen Weibe genügen? Man machte mir natürlich viel den Hof. Einem Attaché unserer Botschaft gelang es, meine Aufmerksamkeit zu fesseln. Ich schwöre Ihnen, ich kämpfte lang mit mir und mit ihm, aber seine Leidenschaft war mächtiger als mein Widerstand“

Wilhelm wollte seine Hand aus der ihrigen zurückziehen, sie aber hielt ihn fest und sagte rasch: „Ich bin zu Ende. Vier Jahre lang theilte ich mein Leben mit ihm, dann erkannte ich, daß ich mich wieder geirrt hatte, und löste ein Verhältniß, das innerlich unwahr geworden war. Seit zwei Jahren bin ich frei, seit zwei Jahren ist mein Herz still und — sagen Sie

mir, verurtheilen Sie mich jetzt, nachdem Sie Alles wissen?"

„Es steht mir nicht zu, Sie zu richten", sagte Wilhelm mit trauriger Stimme; „ich finde nur, daß Sie im Leben sehr viel Unglück gehabt haben."

„Nicht wahr?" frohlockte die Gräfin.

„Verstehen Sie mich recht. Sie hatten das Unglück, sich ein erstesmal zu irren, als Sie den Grafen Pozaldez zu lieben glaubten."

„Was weiß ein siebzehnjähriges Kind! Der erste leidlich hübsche und elegante Mann, der ihm schöne Worte sagt, gewinnt sein Herz."

„Das ist leider richtig. Aber wenn ein junges Mädchen sein Herz leichtfertig weggeworfen hat, so darf es sich dann nicht beklagen, wenn es ein Leben lang dafür büßen muß."

„Das ist eine entsetzliche Theorie!" rief die Gräfin und gab seine Hand frei. „Wie? Man erwacht zur Kenntniß der Welt und des Lebens, man ist unglücklich, man sieht,. daß es ein Glück gibt und wie man es erlangen kann, und man soll nicht das Recht haben, nach diesem Glücke zu streben? Sie hätten wirklich die Grausamkeit, einem jungen, liebebedürftigen Weibe zuzurufen: Du hast aus Thorheit, aus kindlicher Unwissenheit einen Lebensirrthum begangen, jetzt ist es vorbei; verzichte auf Liebe, Glück, Sonnenschein, Leben, vertraure

deine Jahre, begrabe dich lebendig, es ist dir nicht gestattet, dir deinen Antheil an den Freuden des Lebens zu nehmen?"

Ohne auf ihre leidenschaftliche Frage zu antworten fuhr Wilhelm fort: „Ganz gewiß aber hat das reifere und verständigere Weib, das durch einen ersten Irrthum doch vorsichtiger geworden sein sollte, kein Recht, einen zweiten Irrthum zu begehen."

„O wie hart Sie sind!" murmelte die Gräfin.

„Was wollen Sie?" sagte Wilhelm mit einem plötzlichen Einfall. „Das Weib hat gewiß Anspruch auf Liebe. Aber Sie haben ja geliebt! Sie haben ja zweimal geliebt!"

„Nein, nein. Kein einzigesmal. Ich habe es vielleicht geglaubt, aber . . ."

„Aber nach Ihrer eigenen Behauptung von heute Nachmittag hat man wirklich geliebt, wenn man ernstlich zu lieben geglaubt hat, und es ist undenkbar, die Liebe nachträglich sich selbst gegenüber zu verleugnen. Widersprechen Sie sich nicht."

„Und Sie, Herr deutscher Philosoph," erwiderte sie, indem sie das Haupt wieder emporhob und ihn mit brennenden Blicken wie mit einem Feuerkreise umgab, „widersprechen Sie sich nicht auch? Sie halten mir neulich einen Vortrag darüber, daß Sie ein Stück Natur sind und daß unbekannte Naturkräfte in Ihnen

walten und daß Alles was Sie thun, von diesen Kräften bestimmt wird, und heute preisen Sie die Fleischabtödtung, die doch gewiß nicht im Sinne Ihrer unbekannten Naturkräfte ist."

Er wollte antworten, sie aber legte ihm die weiche Hand auf den Mund und sagte: „Bitte, Herr Philosoph, beweisen Sie mir nicht, daß ich Unrecht habe. Sehen Sie mir meine Widersprüche nach wie alles Andere. Gewiß, ich bin voller Widersprüche. Ich bin kein deutscher Philosoph. Die Natur ist ja auch voller Widersprüche, jetzt Tag und dann wieder Nacht, jetzt Sommer und dann wieder Winter. Bei all meinen Widersprüchen kann ich doch sehr folgerichtig und mir selbst getreu sein, wenn es sich um das Wesentlichste handelt."

Wilhelm machte sich von der Hand frei, deren Finger seine Lippen und Wangen liebkosten, und sagte, indem er den Blick von ihr abwandte: „Sie sind ein schönes Weib und ein ungewöhnlicher Geist und es muß eine Wonne sein, von Ihnen geliebt zu werden. Aber damit diese Wonne voll sei, müßte man Sie wieder lieben, und es gibt Männer, ich weiß nicht, soll ich sagen stolze oder empfindliche, die nur mit ganzer Seele oder gar nicht lieben und es nicht ertragen können, daß das geliebte Weib in seinem Herzen Bilder und Erinnerungen bewahrt — "

„Schweigen Sie, mein Freund, schweigen Sie!“ rief die Gräfin, „Sie wissen nicht wie Sie lästern. Das ist euer Hochmuth und eure Eitelkeit. Ihr wollt immer die Ersten sein, ihr wollt euren Namen ganz oben auf ein weißes Blatt schreiben. Warum? Schmeichelt euch die Eroberung eines thöricht unwissenden Dinges mehr als die eines Weibes, das weiß, das vergleicht, das urtheilt? Ist euer Triumph nicht tausendmal größer, wenn euch ein enttäuschtes und tief skeptisches Weib sein wundes Herz zu Füßen legt und euch sagt: Dir vertraue ich, du bist die Heilung, du bist das Glück, als wenn ein junges Mädchen seine Liebe hingibt, weil man zufällig der erste ist, dem es einfällt, sie zu verlangen? Bilder und Erinnerungen! Kennen Sie das Frauenherz so wenig? Glauben Sie, daß die Vergangenheit für uns existirt, wenn wir von einer wahren Liebe ganz erfüllt sind? Dann sehen wir in der Welt nichts als den einen Mann, wir können uns gar nicht vorstellen, daß unser Herz nicht immer für ihn geschlagen hat, wir sind fest überzeugt, das wir ihn immer gekannt und immer geliebt haben.“

Sie blickte ihn mit Augen an, in denen mänadische Begehrlichkeit loderte, und sich jäh auf seine Hand niederbückend, bedeckte sie sie mit heißen, langen Küssen.

Wilhelm fuhr ihr wie beschwichtigend mit der Hand über das seidenweiche üppige Haar und da fiel ihm ein,

daß er sich das so sehr gewünscht habe und daß der Wunsch sich nun erfülle. War Wunscherfüllung wirklich Glück, wie das schöne, leidenschaftliche Weib behauptete? Sein Herz klopfte sehr laut und heftig, er hatte lange nicht gekannte Empfindungen, und — ja, diese Empfindungen waren glückliche.

Er machte eine Bewegung, um sich zu erheben. Sie klammerte sich an seinen Arm, um ihn festzuhalten, da zeigte er auf die Thüre des Schlafzimmers, aus dem Anne jeden Augenblick heraustreten konnte.

„Seien Sie doch etwas stolzer!“ sagte die Gräfin ungeduldig. „Man thut, was einem gefällt, und kümmert sich nicht um das, was Domestiken denken.“

„Lassen Sie mich,“ bat er und streichelte ihr wieder das schöne Haar.

„Warum?“

„Es ist spät und mir ist schwül. Ich möchte noch ein wenig an den Strand gehen. Bitte —“

Sie sah ihn an, um ihre schwellenden Lippen zuckte plötzlich ein geheimnißvolles Lächeln und ihre Hand löste sich von seinem Arme los.

Er eilte hinaus und dem Meere zu, das mit lautem Rasseln die Kiesel des Strandes übereinander wälzte und tief dröhnend an die Klippenwand schlug. Die Augustnacht war sternhell und lau und die Luft beinahe unbewegt. Die Flut begann zu steigen, Woge

auf Woge rollte heran, überschlug sich und flog als dünnes weißes Schaumlaken immer höher über das Vorland. Weiter hinaus war der Meeresspiegel ruhig und verlassen und nur in der äußersten Ferne krochen manchmal die Lichter eines vorüberfahrenden Dampfers wie winzige Glühwürmchen über die dunkle glatte Flut.

In Wilhelms Kopfe hielten die Gedanken einen Hexensabbath. Dieses Weib — welche seltsame, erschreckende Erscheinung! Sie warf sich ihm ja an den Kopf! Und wer weiß, ob nur ihm allein? Andererseits — was hatte sie es nöthig gehabt, ihm ihre Geschichte zu erzählen? Vielleicht eine tolle, jäh aufflammende Leidenschaft — aber wie hatte er diese entzünden können? Was war denn an ihm? Und sie kannte ihn ja nicht, sie wußte nichts von seinem Leben, seinem Wesen. Schön war sie, schön und verführerisch. Und klug, und eigenartig, ein auserlesenes Weib. Sie konnte einem Manne die Selbstbeherrschung rauben und den Willen lähmen — aber was dann? Was sollte folgen? Wie sollte das enden? Nicht anfangen! Nicht anfangen! Das war das vernünftigste Ende.

Er verließ den Strand und kehrte nach dem Hotel um. Die Straße bot jetzt einen wunderbaren Anblick. An ihrem Ende stieg die dunkle Masse der mittelalterlichen Kirche auf, deren gothisch geschnörkelte Umrisse sich scharf vom lichtern Himmels-Hintergrunde abhoben.

Gerade hinter ihr stand der Vollmond und unterhielt sich damit, den Schattenriß des hohen Daches und Thurmes auf den Boden zu zeichnen. Wo der Schatten der Kirche aufhörte, da schüttete der Mond mit breitem Gusse sein flimmerndes Licht über die Straße aus und malte noch wie mit kühn ausfahrendem Pinselstrich einen weißen blitzenden Streifen ins Meer hinaus bis hinüber zu den halbdurchsichtigen Nebeln des Horizontes.

Durch das weiße Licht und dann durch den schwarzen Kirchenschatten schreitend gelangte Wilhelm zum Hotel, in dem bereits alle Lichter erloschen waren. Ohne seine Kerze, die am Fuße der Treppe bereit stand, anzuzünden, stieg er zu seiner Stube hinauf. Er war überrascht, vor der Thüre Fido mit der Schnauze zwischen den ausgestreckten Vorderpfoten liegen zu sehen.

„Bist wol ausgesperrt und suchst bei mir Nachtquartier", sagte Wilhelm, „gut, ich will dir Gastfreundschaft erweisen. Komm."

Er öffnete die Thüre und ließ den wedelnden Hund zuerst eintreten, dann folgte er nach, schob den Riegel vor und setzte den Leuchter auf das Nachtkästchen. Da schlangen sich plötzlich zwei kühle, bloße Arme um seinen Hals und seinen Ruf der Ueberraschung erstickten zwei brennende Lippen, die sich auf seinen Mund preßten.

3.

Im Hörselberg.

Die gute Wirthin des Hotel de France war sehr überrascht, als am folgenden Morgen Wilhelm zu ihr in die Küche hinunterkam und ihr eröffnete, er müsse noch denselben Vormittag abreisen. Und als bald darauf auch Anne erschien und mit ihrer steifen, undurchdringlichen Miene ankündigte, die Frau Gräfin bestelle für sich und ihre Zofe zwei Plätze im Hotelwagen, der zur Eisenbahn nach Eu fuhr, da sagte die Wirthin: „So!“ und in der Küche entstand ein allgemeiner Austausch von vielsagenden Blicken.

Wilhelm wollte um keinen Preis länger in Ault bleiben. Die Gräfin, der es da sehr gut gefiel, überredete, bat, schmollte vergebens. Er war nicht umzustimmen. Er erklärte, er kenne sich und wisse zu genau, daß er den von der Schicklichkeit gebotenen Schein der Fremdheit ihr gegenüber ferner nicht wahren könne. Das sei auch gar nicht nöthig, meinte sie; sie betrachte sich als

frei, er sei es, ihre Liebe verletze keine Pflicht gegen irgend Jemand und so liege nichts daran, wenn die Leute etwas merken und munkeln sollten.

Ihre Unabhängigkeit von kleinbürgerlichen Bedenken, ihre kühne Verachtung der Meinung Anderer entsetzten ihn. „Nein, nein. Ich könnte den Tischgenossen nicht mehr in die Augen sehen.“

„Aber glaubst du denn, diese Leute sind besser? Du bildest dir doch nicht ein, daß zum Beispiel der Mann mit den Waden mit seinem Vielfraß verheirathet ist?“

„Wie kannst du so etwas behaupten!“

„Du großes Kind du, das sieht man ja auf den ersten Blick. Er ist viel zu nett gegen sie, als daß sie seine Legitime sein könnte.“

„Mag sein. Jedenfalls hat er der Sitte das Zugeständniß gemacht, die Person für seine Frau auszugeben. Uns aber hat man hier unsere Bekanntschaft machen sehen.“

„Wilhelm!“ -- in ihrem Munde klang der Name ungefähr wie Gwilemm — „ich erkenne dich nicht. Wo bleibt deine Philosophie, zu der du mich bekehren willst? Ist das deine innere Freiheit? Ist das deine Gleichgiltigkeit gegen die Menschen, ihre heuchlerischen Sitten, ihre Vorurtheile und ihr Nasenrümpfen?“

Sie hatte Recht, er war sich selbst untreu, aber

er konnte es nicht ändern. Er hatte den Muth gehabt, den Zweikampf mit Herrn von Pechlar abzulehnen, er besaß nicht den, die unbekannten albernen Schwätzer der Wirthstafel zu Zeugen seiner neuen Herzens-Beziehungen zu machen. Warum? Aus einem einfachen Grunde. Weil er im geheimsten Herzen sein Verhältniß zu Pilar selbst mißbilligte.

Da er nicht nachgab, so fügte sich die Gräfin in das, was sie seine Backfisch-Grille nannte, und sie reisten zusammen nach einem mehrere Stunden entfernten andern kleinen Seebade, St. Valery-en-Caux.

Hier nahmen sie im Hotel eine gemeinsame Wohnung und schrieben sich als Mann und Frau ein. Die Briefe der Gräfin sandte die Postmeisterin von Ault in einem Umschlag unter Anne's Adresse nach. Nur die Gegenwart von Anne war für Wilhelm noch eine Quelle von Unbehagen. Ihre Haltung war zwar so unbeweglich, ihr Gesicht so würdevoll wie vorher und sie that, als merkte sie gar nicht, daß sich im Leben ihrer Herrin irgend etwas verändert habe, ihm aber war gerade dieses kaltblütige Hinnehmen von Thatsachen, die ihr doch wenigstens auffallend scheinen mußten, unheimlich und er schämte sich, als würde er bei einer schlechten und feigen That ertappt, so oft sie beim Eintreten in das Zimmer ihn mit Pilar beisammentraf. Saß er neben ihr auf dem Sopha, so hatte er eine erschrockene

Bewegung, als wollte er aufspringen; hatte er ihre Hand in der seinen, so zog er sie jäh zurück. Pilar merkte das natürlich sofort und fand es sehr drollig. Sie war gegen Anne vollständig unbefangen und legte sich keinerlei Zwang auf. Im Gegentheil. Es machte ihr Spaß, Wilhelm fest umschlungen zu halten, wenn er sich beim Erscheinen der Zofe wegrücken wollte, oder ihn in ihrer Gegenwart zu küssen und zu duzen, und sie unterhielt sich königlich über die betretene, unglückliche Miene, mit der er, nicht ohne verstohlene Abwehr, ihre Liebkosungen in solchen Augenblicken über sich ergehen ließ. Auch den durchdringenden, wenngleich versteckten Seitenblicken Anne's blieb seine Zimperlichkeit nicht verborgen und sie trug es ihm nach, daß er den Anspruch erhob, sie aus seinem Geheimniß auszuschließen.

Außer der peinlichen Empfindung, welche ihm die schweigende Zeugin einflößte, trübte nichts sein Liebesglück. Er lebte in einem beständigen Rausche der Sinne und Pilar war bedacht, ihn nicht aus demselben erwachen zu lassen. Allein ließ sie ihn blos während der zwei Morgenstunden, die sie zu ihrer Toilette brauchte. Sie hatte eine seltsame Gewohnheit. Ganz früh am Morgen, wenn Wilhelm noch schlief, stahl sie sich von seiner Seite weg, eilte geräuschlos nach dem anstoßenden, als Boudoir dienenden Zimmer, wo Anne

schon bereit stehen mußte, übergab sich den geübten Händen der Zofe, die sie knetete, wusch und abrieb, ihre Füße, Hände, Schultern, Haare mit tausend Künsten unter Anwendung einer ganzen Sammlung krauser Instrumente und einer vollständigen Apotheke behandelte, und erschien dann am Bette, um Wilhelm mit einem Kuß auf die Stirn zu wecken. Beim ersten Augenaufschlag sollte er sie in der vollen Glorie ihrer Schönheit sehen, die Wangen frisch geröthet, die Finger rosig, die Haut kühl, geschmeidig und duftend, die Augen glänzend, die Lippen süß und das prächtige Haar geordnet. Es war ihm sogar verboten, früher aufzustehen, als bis sie nach vollendeter Morgentoilette in das Schlafzimmer zurückkehrte. Von diesem Augenblicke an aber war sie immer um ihn; gegen seine Brust geschmiegt, wenn sie allein waren, ihre Augen in den seinigen, wenn sie auf der Straße Arm in Arm mit einander gingen.

Vormittags nahm sie ihr Bad in der See, während Wilhelm am Strande saß und zusah. Sie schwamm wie ein Fisch, er konnte nicht schwimmen. Sie machte sich anheischig, ihm diese Fertigkeit in wenigen Tagen beizubringen, er war von ihrer Ueberlegenheit gedemüthigt und nahm das Anerbieten nicht an. Sie übte also allein zwanzig Minuten lang ihre Künste im Wasser, lag auf dem Rücken und auf der

Seite, überschlug sich, tauchte, trat und kam dann wie eine schaumgeborene Venus aus der Flut hervor, an deren Rande Wilhelm mit ihrem Bademantel bereitstand. Er hüllte ihre herrliche Gestalt in den weichen Stoff, sie spritzte ihm schäkernd mit ihren rosigen Fingern einige Tropfen Seewasser in's Gesicht und eilte nach ihrer Cabine, ohne einen Blick für die Leute, die ihre anmuthigen Bewegungen im Wasser bewundert hatten und sie mit den Augen verschlangen, wenn sie wieder aus Trockene kam.

Den Rest des Tages füllten weite Spaziergänge aus, welche selige Ruhestündchen im Schatten von Getreideschobern oder auf berasten Hügelhängen neben rieselnden Wässern unterbrachen. Pilar saß dann auf der Reisedecke oder dem Faltstuhl und Wilhelm lag zu ihren Füßen, den Kopf in ihrem Schoße, geliebkost von ihren kleinen Händen, die in seinem Haar und Barte spielten, ihm sanft über das Gesicht strichen und gern auf seinen Lippen weilten, um sich von ihnen küssen und von seinen Zähnen gelinde beißen zu lassen. Waren Blumen im Armbereich, so pflückte sie deren eine Menge und bestreute ihm Haupt und Antlitz mit den frischen Kronenblättern. Er blickte abwechselnd in den blauen Sommerhimmel und in ihre hellbraunen Augen empor und schloß wol auch die seinen auf Viertelstunden zu süßen Träumen, während dessen alles

Ferne aus seiner Empfindung, wie aus seinen Gedanken verschwand und seine Sinne von der Welt nur das Nächste wahrnahmen: den leisen Ylang-Ylang-Duft der schönen Frau, die Glätte ihrer schmeichelnden Finger und das sanfte Hauchen ihres ruhigen, tiefen Athmens.

„Du bist so schön!" flüsterte sie ihm einmal in einer solchen Lage ins Ohr, indem sie sich zu ihm niederbeugte und ihn küßte, „weißt du was, ich will dein Porträt zeichnen."

„Kannst du denn zeichnen?" fragte er sich erhebend.

„Ich weiß nicht, ob ich ja sagen darf," erwiderte sie mit einem schelmisch selbstbewußten Lächeln, das die geheuchelte Bescheidenheit ihres Tons Lügen strafte, „doch du wirst es ja sehen."

„Gut," sagte er, „während du mein Porträt machst, mache ich das deinige."

„Bravo!" rief sie und wollte gleich nach Hause eilen, um anzufangen.

Wilhelm führte nach alter Gewohnheit alles Nöthige in seinem großen Koffer mit und konnte auch Pilar damit dienen. Am folgenden Nachmittage fingen sie an. Sie arbeiteten inmitten einer großen Wiese, die sie mit schwerer Verletzung des Eigenthumsrechts betraten indem sie über einen Graben, einen niedrigen

Erdwall und eine Brombeerhecke kletterten. Da störte sie kein neugieriger Blick, denn ihr einziger, sehr diskreter Zuschauer war der meist schlafende Fido.

Pilar hatte ein Reißbrett und zeichnete mit dem Bleistifte, Wilhelm legte auf einem Blatte eines großen Albums sein Bild in Pastellmanier mit farbigen Kreiden an. Sie wollte ihm immer in die Arbeit gucken, er aber erlaubte es nicht und bestand auf dem Abschluß eines Vertrags, nach welchem sie ihre Kunstwerke erst nach deren Vollendung sehen lassen sollten. Zwei Sitzungen genügten übrigens, dann waren die Bildnisse fertig und konnten ausgetauscht werden.

Pilar stieß einen Ruf der Ueberraschung aus, als ihr Wilhelm sein Blatt überreichte. „Merkwürdig, daß wir fast denselben Gedanken hatten.“ Sie war als Sphinx dargestellt. Nicht nach der ägyptischen, sondern nach der griechischen Vorstellung. Ein wollüstig weicher, runder Katzenleib, elegante, grausame Pfoten, eine wundervolle Frauenbrust wie aus Marmor gehauen und darüber Pilars hochgetragener königlicher Kopf mit der Krone goldglänzenden Haars, den klugen Augen und dem blutigen Vampyrmunde. Zwischen den Vorderpfoten hielt sie eine kleine, bange Maus, die in geistreicher Andeutung Wilhelms Züge erkennen ließ, und sie blickte auf ihr Opfer mit einem Lächeln, in dem sich etwas wie ein Vorgeschmack der Freude am bevorstehenden

Zerfleischen eines bebenden Geschöpfs und Schlürfen rauchenden Blutes ausdrückte.

Die Bleistiftzeichnung Pilars zeigte Wilhelm mit recht ähnlichem Kopfe als Apollo in olympischer Nacktheit, schön, schlank und banal in seinem Anklang an Schulvorlagen griechischer Götterstatuen, und an sein Ruhebein schmiegte sich ein reizendes Kätzchen, das Pilars Antlitz hatte. Das Kätzchen blickte mit einem halb komischen, halb rührenden Ausdruck von Schwärmerei zum jungen Griechengotte auf und dieser neigte sein Haupt sinnend zu ihm hinab.

Pilar nahm ihr Blatt Wilhelm aus der Hand und verglich es lange mit dem seinigen.

„Es ist ganz dasselbe,“ sagte sie endlich, „nur daß es genau das Gegentheil ist. Fühlst du mich wirklich so, wie du mich da gemalt hast?“

„Ja,“ erwiderte er leise.

„Wie ungerecht du gegen dich und gegen mich bist. Ich eine Sphinx und du eine zitternde Maus? Vor Allem hat sich die Sphinx-Katze nicht mit Mäusen abgegeben, sondern mit Menschen, und sie hat sich demüthig unterworfen, als der Richtige kam.“

„Du bist mir entschieden zu gelehrt!“ scherzte Wilhelm.

„Nein nein, ganz ernst. Es thut mir weh, daß du unser Verhältniß so ansiehst. Liege ich dir nicht

zu Füßen? Bin ich nicht deine Sklavin, deine Sache, dein Spielzeug, wenn du willst? Habe ich dich nicht zu meinem Herrn und Gebieter gewählt? Würde ich nicht mit derselben Wonne und Dankbarkeit den Tod aus deiner Hand empfangen wie das Leben? Was ist Sphinxhaftes an mir? Bin ich dir etwa ein Räthsel? Meine Liebe zu dir ist die Lösung alles Räthselhaften, was du vielleicht an mir finden könntest. Oder wirfst du mir Grausamkeit vor? Das kann doch nur Spott sein, du böser Mann."

„Du nimmst einen etwas übermüthigen Einfall zu tragisch, meine geliebte Pilar. Es ist einfach der Charakter deines Kopfes, der mir den Gedanken eingegeben hat. Und dann —"

„Und dann?"

„Nun ja, da du es wissen willst: und dann die tapfere, wie soll ich sagen: Amazonenhaftigkeit, mit der du dich eines Mannes bemächtigst und sein Herz, seine Seele an dich raffst."

„Habe ich das gethan?"

Er nickte.

„So bist du mein?"

Er nickte wieder.

„Sage es mir, du Süßer, du Einziger, sage es mir mit Worten."

Er sagte es nicht, aber er küßte sie.

„Es ist wahr“, bemerkte sie nach einer kleinen Pause, „ich habe dich genommen. Das war unweiblich. Aber ich konnte nicht anders. Du bist ein fischblütiger Deutscher und ganz verschieden von allen Männern, die ich bisher gekannt habe. Du hast das Glück gar nicht gewürdigt, das dir der Zufall beschied, indem er dich in dem langweiligen Neste an meine Seite setzte. Du abscheulicher Mensch hast mich ja beinahe vierzehn Tage lang gar nicht bemerkt. Wie ein Klotz hast du neben mir gesessen, nicht angesehen hast du mich. Ich wußte lange nicht, was ich aus dir machen sollte. Anfangs wollte ich dich lächerlich finden wie die anderen Idioten der Tischgesellschaft, aber es ging beim besten Willen nicht. Dein häßliches Eulengesicht machte zu viel Eindruck auf mich. Dann ärgerte ich mich über deinen Hochmuth und wenn ich dich so stolz eintreten und kalt grüßen und in dich gekehrt bleiben sah, dachte ich: Warte nur, warte, mein Herr Eisberg, du wirst dennoch eines Tages zu meinen Füßen liegen und um Liebe flehen und dann werde ich die Stolze sein und trumphiren.“

„Siehst du wol? Die Sphinx und das Mäuschen.“

„Ach, es ist ja ganz anders gekommen. Ich redete dich an, ich kam dir in jeder Weise entgegen, und du? du hieltest mir eine erbauliche Predigt über die Fleischabtödtung. Schäme dich! Selbst als ich

schon in deinen Augen Liebe brennen sah, bliebst du hartnäckig und versuchtest, mir zu entfliehen. Wenn ich glücklich sein wollte, mußte ich mir mein Glück erobern. Ich kenne dich jetzt. Du warst im Stande, mir deine Liebe nie zu gestehen, von mir nie etwas zu verlangen — habe ich Recht oder nicht? Sage!"

„Du hast Recht", murmelte Wilhelm.

„Das wäre aber eine Sünde gewesen, eine Todsünde, ein Verbrechen gegen die Majestät der Natur. Wie! Das Schicksal nimmt sich die Mühe, die unwahrscheinlichsten Verwickelungen auszusinnen und den umständlichsten Apparat in Bewegung zu setzen, um uns zusammenzubringen, es schleppt dich aus der Tiefe Deutschlands, mich aus Castilien herbei, es führt uns nach einem kleinen Hotel eines kleinen picardischen Dorfes, dessen Namen weder du noch ich vor Kurzem gekannt haben, wir fühlen sofort, daß wir für einander geschaffen sind und mit einander glücklich sein müssen, und all diese Anstrengungen des Schicksals sollten vergeblich gewesen sein? Unsere Lebensbahnen schnitten sich an einem einzigen Punkte, wir waren einen Augenblick lang vereinigt, von uns hing es ab, es immer zu bleiben, und ich hätte dich ziehen lassen sollen, um dir in alle Ewigkeit nicht wieder zu begegnen? Nein. Das durfte nicht sein. Und da du zu ungeschickt oder zu ängstlich oder zu selbstquälerisch warst —"

Und sie beendete den Satz mit einem langen Kusse, bei dem er wieder die Augen schloß, um nichts Anderes zu fühlen als dessen Flamme.

War es Geschicklichkeit? War es ihre natürliche Empfindung? Genug, Pilar gedachte in ihren Gesprächen nie ihres vergangenen Lebens. Sie plauderte gern, viel, stets überraschend, geistreich und eigenartig, mit einer Einbildungskraft, die eben so beweglich war wie ihre klugen Augen, mit Sprüngen vom Nächsten zum Entferntesten und vom Flachsten zum Erhabensten, aber nie entschlüpfte ihr ein Wort, welches Wilhelm daran erinnern konnte, daß sie unter bekannten und unbekannten Erlebnissen aller Art ohne ihn bis zum Höhepunkt ihres Daseins gelangt war. Ihr Leben schien erst mit dem Augenblicke zu beginnen, da er in ihren Gesichtskreis getreten war. Was voranging, war wie aus dem Buche ihrer Erinnerung gerissen. Kaum daß man manchmal die Stelle erblicken konnte, wo die Blätter fehlten. Sie gab sich alle Mühe, für ihn keine fremde Frau mehr zu sein, sondern in ihm die Täuschung zu erwecken, daß sie zu ihm gehöre, daß sie mit ihm Eins bilde und daß es immer so gewesen sei. Sie bemächtigte sich seiner Vergangenheit, sie stahl sich in seine Anschauungen und Gefühle ein, sie wollte Alles wissen, auch das Geringfügigste, jeden Tag, jede Stunde seines Lebens mußte er ihr erzählen, sie machte die Bekanntschaft seines

ganzen Menschenkreises, sie verabscheute Loulou, sie liebte Schrötter, sie schwärmte für die stille, feine Erscheinung Bhanis, sie lächelte über Paul Haber und seine gut gekleidete Malwine und deren erfindungsreiche Großmama, sie nahm sich vor, der guten Frau Müller, die Wilhelm ein Jahrzehnt hindurch wie eine Mutter gehalten, zu Weihnachten etwas Schönes zu bescheeren, sie konnte über seine Freunde und Bekannten persönliche Scherze machen und ihr einziger Kummer war, daß sie kein Deutsch verstand. Was hätte sie darum gegeben, die Briefe, die er empfing und schrieb, lesen, mit ihm in seiner Muttersprache verkehren zu können! Sie liebte und bewunderte die französische Sprache, die sie, wenn auch mit dem unverwischbaren Accent ihres Heimatlandes, so vollkommen beherrschte wie ihr Spanisch, jetzt aber empfand sie zum erstenmale etwas wie Haß gegen sie, weil sie eine letzte, wenn auch ganz dünne, kaum merkliche Scheidewand zwischen ihr und Wilhelm bildete, die ihm immer die Thatsache gegenwärtig hielt, daß sie kein natürlicher Bestandtheil seines Lebens sei; die eine ganz innige, ganz unmittelbare Berührung und Verwachsung zwischen Seele und Seele verhinderte. Sie nahm sich denn auch fest vor, Deutsch zu lernen, sowie sie nach Paris zurückkam, und nöthigenfalls zu längerem Aufenthalte nach Deutschland zu gehen, um sich die Sprache rasch und ganz anzueignen.

Sie dachte überhaupt viel an die Zukunft und sprach auch viel von ihr, und in allen ihren Träumen, Entwürfen und Vorsätzen erschien Wilhelm als der Mittelpunkt und als der selbstverständliche Genosse ihrer Geschicke. In ihm fand ihr Leben seine Vollendung, sie hatte ihn und wollte ihn nie wieder aufgeben.

Ihre Liebe war ein merkwürdiges Gemisch von brennender Leidenschaft und weicher, gerührter Zärtlichkeit. Einmal war sie die Bacchantin, die in großen Zügen von seinen Lippen Lust und Leben trank, ein andermal ein unschuldiges, kleines Kind, das in wunschloser, süßer Schwärmerei für den angebeteten Mann ein keusches Glück suchte und fand. Je länger sie ihn kannte, je mehr sie sein Wesen durchdrang, umsomehr trat die Bacchantin hinter der Psyche zurück. Die Allegorie von Wilhelms Pastell schien Unrecht, ihre eigene Zeichnung Recht zu behalten. Sie war keine blutige Sphinx, die in Menschenopfern schwelgt, sondern das sanfte Kätzchen, das sich an das Bein des jungen Gottes schmiegt. Sie war demüthig, wißbegierig, ohne Widerspruch. Sie gewöhnte sich ihre Paradoxe ab und verbarg ihre Originalität. Sie wollte am liebsten nur immer ihn reden hören. Er sollte ihr Alles erklären, ihren Gesichtskreis erweitern, ihre Anschauungen berichtigen und erhöhen. Ihre Lieblingsworte ihm gegenüber waren: „Gib!“ „Zeige!“ „Erzähle!“ Von früh

bis spät sollte er immer nur erzählen, geben, zeigen. Das Meer trieb eine Meduse an's Land — „gib!“ Eine Krabbe ließ sich in der Mauser ihres Panzers überraschen — „zeige!“ Ein Ausflug zu Esel nach einem Nachbardorfe erinnerte ihn an ein Studentenpiknik in Heidelberg — „erzähle!“ Was sie von seinen Charakter=Eigenthümlichkeiten nicht verstehen konnte, das errieth und fühlte sie mit ihrem feinen, weiblichen Instincte. Sie war schon in Ault in ihrer äußeren Erscheinung sehr einfach gewesen. Sie übertrieb jetzt beinahe diese Einfachheit, verbannte das Khol, das ihre glänzenden Augen schwarz unterstrichen hatte, und streute das irisduftende Reispulver in alle Winde, als sie merkte, daß er ihre festen, vollen Wangen lieber streichelte und küßte, wenn sie unbestäubt waren. Sie führte keine freien Reden, verzichtete auf das Erzählen hochgeschürzter Anekdoten und bändigte die übermüthigen, etwas zu sehr im Boccaccio belesenen Kobolde ihres Gehirns und ihrer rastlosen Blicke, da sie sah, daß er an allem Gewagten Anstoß nahm. Ihre Cigaretten entsetzten ihn, sie warf sie zum Fenster hinaus und rauchte nie mehr. Selbst ihre sinnliche Hingebung dämpfte und verschleierte sie mit einem Anschein von geschämiger Zurückhaltung und suchte durch anbetungswürdige Naivetäten von Pensionärinen auf der Hochzeitsreise das lasterhafte Heidenthum der ersten

Tage mit ihren Zwanglosigkeiten einer in die höheren Grade der Liebe eingeweihten, wissenden Frau vergessen zu machen. Anfangs war das Verstellung, die Kunst einer klugen Menschenkennerin, aber bald wurde es Instinct und Natur, sie täuschte sich ehrlich und überzeugt in eine Jungfräulichkeit der Seele und des Leibes zurück und sie kam sich schließlich selbst wie ein reines Kind vor, das von der Welt und dem Leben nichts kannte, als seine unbegrenzte Liebe zu dem einen herrlichen Mann und dem die eigenen Erinnerungen an eine minder harmlose Vergangenheit wie vom bösen Versucher eingegebene dämonische Träume erschienen, die ihre Unbeflecktheit zu beunruhigen suchten. Dieser Selbstbetrug oder richtiger diese Rückbildung ihrer Gedankenwelt ging bis zu Anwandlungen von Mystizismus. Die Geschichte von der kleinen Ssonia, die sich auf den ersten Blick in den zehnjährigen Wilhelm verliebt hatte und alsbald mit seinem Namen auf den Lippen gestorben war, machte tiefen Eindruck auf sie und versenkte sie in Träumerei. „Als die süße, kleine Ssonia starb, wurde ich geboren.“ Das war nun nicht ganz richtig, denn Pilar mußte damals mindestens schon zwei oder drei Jahre alt gewesen sein. Schwärmerei hält sich aber nicht an genaues Rechnen. „Mein Leben ist eine Fortsetzung des ihrigen. Deine Spanierin hat die Seele deiner kleinen Russin geerbt. So bin

ich dein seit meiner Geburt und vor meiner Geburt. Ich habe dich geliebt, als ich dich nicht kannte. Ich habe dich immer geahnt und gefühlt und erwartet. Daher mein banges Suchen alle die Zeit her, daher mein Ekel und Schauder, wenn ich einsah, daß ich mich geirrt hatte, daß es nicht der Ersehnte war, dessen heimliches Bild ich im Herzen trug. Jetzt erst verstehe ich es, daß ich dir im Sturme zuflog, als ich dich zum erstenmale erblickte. Die Gestalt aus meinen Träumen stand leibhaftig vor mir! Da war es endlich in Fleisch und Blut, das Bild in meinem Herzen! Ich habe dich nicht kennen gelernt, ich habe dich erkannt. Mein einziger Wilhelm!"

Wirkliche Thränen rollten ihr über die Wangen, als sie so sprach, und Wilhelm war nicht der blasirte Spötter, der über verliebte Faseleien lächeln konnte. Echte Liebe hat eine ungeheure Gewalt und in ihrem Feuer schmilzt alles Feste, alles Widerstehende. Pilars Zärtlichkeit erfüllte Wilhelm mit tiefer Rührung und Dankbarkeit. Er sprach sich selbst das Recht ab, über sie zu urtheilen, Zweifel und Bedenken zu hegen, an ihrer lichten Gestalt Schatten zu entdecken. Da sie immer um ihn war, immer seine Sinne und Gedanken zu beschäftigen verstand, so begann sie seinen ganzen Gesichtskreis auszufüllen. Wohin er immer blickte, sein Auge fiel überall auf sie. Sie verdeckte ihm die

ganze Welterscheinung. Ihr Schatten fiel sogar auf seine Vergangenheit, bis in seine Kinderzeit zurück. Er bemerkte gar nicht, daß jetzt oft Tage vergingen, ohne daß er an Schrötter oder an Paul dachte, und es war ihm eine Ueberraschung, als er entdeckte, daß er einen Brief des ersteren acht Tage lang unbeantwortet gelassen hatte. Sein früheres Leben verblaßte und verdämmerte und sah neben der sonnenüberflutheten, mittagflammenden Gegenwart wie ein dunkler Hof-Hintergrund neben einem freien Platz im vollen Brande eines Julitages aus.

Die ganze Badegesellschaft beschäftigte sich mit dem schönen Paare, das seine Liebe so wenig verbergen konnte. Die jungen Leute fanden es rührend, die älteren, besonders die Damen, rümpften die Nase und meinten, auf der Straße und am Strande könnten sich selbst Hochzeitsreisende einigen Zwang auferlegen. Wilhelm und Pilar freilich merkten nichts von dem Klatsch, dessen Gegenstand sie waren. Sie hatten für nichts Augen als für einander. Die Zeit floß ihnen ohne Maß dahin. Es war ein Wonneleben wie in einem Morgentraum oder in einem blauen Märchen, wo zwei Liebende in einem sonnigen Garten zwischen großen Blumen und singenden Vögeln unter süßen Küssen lustwandeln oder ruhen, während dienstbare Geister sie

umspielen und jeden ihrer Wünsche vollziehen, ehe er ausgesprochen ist.

An die Wirklichkeit wurden sie erst unangenehm erinnert, als Anne eines Tages mit ihrem unbeweglichen Gesichte fragte, wann die Frau Gräfin abzureisen gedenke, denn wenn sie noch bleiben wolle, so müsse für Winterkleider gesorgt werden. Es war in der That Ende September geworden, es regnete fast täglich, die Straßen des Dorfes wurden unwegsam, der Aufenthalt am Strande verbot sich von selbst, die Stürme der Nachtgleiche heulten eintönig von der chaotischen See her über das Land, alle Welt war bereits abgereist, nur Wilhelm und Pilar blieben als letzte Gäste im verödeten Hotel zurück und hielten sich fast den ganzen Tag in ihrem Zimmer auf, in dessen Kamin ein ungenügendes Feuer prasselte. In Anne kochte seit vierzehn Tagen eine stille Wuth, die sie nur manchmal an dem armen schnaufenden und keuchenden Fido ausließ. Sie war seit Mitte Juli von Paris abwesend, hatte darauf gerechnet, spätestens Anfang September wieder dort zu sein, und sah nun in dem verlassenen, sterbenslangweiligen Neste den Oktober herankommen, ohne daß ihre Herrin Miene machte, sich zur Rückkehr nach Paris zu entschließen.

Bei der Frage ihrer Zofe war es Pilar, als würde sie von einer rauhen Hand rücksichtslos wach gerüttelt.

Wie ein schlaftrunkenes Kind, das nicht gern aufsteht, hielt sie noch eine Weile die Augen krampfhaft geschlossen. Noch eine Woche! Noch vier Tage! Noch zwei Tage! Dann aber mußte gepackt werden, denn Anne übertrieb eine leichte Erkältung, indem sie unausgesetzt einen trockenen Husten mit der Kraft eines Pistolenschusses dröhnen ließ, um Kopf und Wangen ein weißes Tuch gebunden trug und um die Erlaubniß bat, aus Paris warmes Unterzeug und ihren Pelzmantel kommen zu lassen. Auch im Hotel, dessen ganze Dienerschaft entlassen war und wo nur noch der Wirth mit seiner Frau und einer halbwüchsigen Tochter hauste, begannen sich auffallende Vernachläßigungen zu ereignen. Die Zimmer wurden bis zum Abend nicht aufgeräumt und dann kam die Wirthin und brummte, sie könne die Arbeit nicht bestreiten, darum werde Alles so spät fertig. Eine Hammelkeule erschien drei Tage hintereinander auf dem Tische, bis nur noch der Knochen übrig war. Kurz, es war nicht mißzuverstehen, daß die Wirthsleute allein zu sein wünschten.

Zu Beginn der zweiten Oktoberwoche erfolgte endlich die Abreise nach Paris. Während der fünfstündigen Eisenbahnfahrt war Pilar still und beklommen. Sie fühlte, daß ein wunderschönes Kapitel ihres Liebesromans zu Ende war und ein neues begann, dessen unbekannte Entwickelungen ihr Bangen einflößten. Sie

hielt Wilhelm und ließ nicht von ihm. Aber wie sollte sich ihr Zusammenleben in Paris äußerlich gestalten? Nicht als ob sie wegen der Meinung der Welt besorgt gewesen wäre, denn mit dieser gedachte sie fertig zu werden. Aber es blieben andere Schwierigkeiten und Drohungen. Im Seebade waren die Verhältnisse ihre Freunde und Helfer gewesen. Eine Menschenumgebung, in der sie und Wilhelm gleichmäßig fremd waren, wies sie auf einander an und erlaubte selbst seinen Bedenklichkeiten, sie offen wie seine Frau zu behandeln. In Paris wurden die Verhältnisse zu Widersachern und Störern. Pilar hatte ihren Kreis, ihre Gewohnheiten, in die Wilhelm sich erst finden mußte. Wird das ohne Widerstände möglich sein? Wird bei dem Kampfe nicht manches zarte Gefühl unheilbaren Schaden nehmen? Doch was halfen jetzt alle unruhigen Fragen! Sie mußte der Zukunft ins Auge sehen und einen Kampf aufnehmen, in welchem sie zu siegen entschlossen war.

Von Zeit zu Zeit blickte sie verstohlen auf Wilhelm und sah ihn tief in Gedanken versunken. Er überdachte mit einer Regung von Selbstverspottung die neueste Wendung seiner äußeren Geschicke. Da war er nun auf dem Wege nach Paris. Er hatte dieses Reiseziel nicht gewählt. Wieder hatte ein fremder Wille es ihm bezeichnet. Er fügte sich ohne Widerstand, er ließ sich mitnehmen wie ein gehorsames Kind. War das

Schwäche? Vielleicht. Möglicherweise aber auch nicht. Es war ihm vielleicht blos nicht der Mühe werth, eine Willensanstrengung zu machen. Wozu denn auch? So lange er nicht in Berlin leben konnte, war es ja im Grunde ganz einerlei, wo er wohnte, und Paris war so gut wie jeder andere Ort. Sich von Pilar nicht überreden zu lassen, ihr zu widerstehen, wäre keine Stärke, sondern die Hartnäckigkeit eines eiteln Schwächlings gewesen, der sich selbst beweisen möchte, daß er im Stande ist, auszutrotzen. Er ging also schließlich doch nur nach Paris, weil er wollte oder richtiger, weil er keine Ursache hatte, das Gegentheil zu wollen. Aber indem er diese Gedanken ausspann, hörte er gleichzeitig eine innere Stimme, die ihnen widersprach und ihm zuflüsterte: „Es ist nicht wahr. Du gehörst dir nicht an. Du gehst, du weißt nicht wohin, du thust, du weißt nicht was. Zwei schöne Augen sind deine Leitsterne und indem du ihnen wie verzaubert folgst, können deine Füße jeden Augenblick in einen unbekannten Abgrund gleiten.“

Es war, als ahnte Pilar, daß die Gedanken, denen Wilhelm nachhing, ihre Feinde waren und daß sie sie verscheuchen mußte. Sie war mit ihm allein im Coupé und konnte sich allen Ergüssen hingeben. Sie nahm seine Hand, die sie küßte, und indem sie ihren Arm um seinen Hals schlang, sagte sie zärtlich: „Sei

nicht traurig, mein Wilhelm. Es ist ja sehr natürlich, daß man vor jeder Veränderung Angst hat, wenn man sehr glücklich gewesen ist. Es soll dir aber um St. Valery nicht leid thun. Du wirst sehen, in Paris wird es noch schöner sein. Wir bleiben dieselben und mein Häuschen ist doch ein würdigerer Rahmen unseres Glückes als die kahle Hotelstube."

Wilhelm fuhr zurück: „Du glaubst doch nicht, daß ich bei dir wohnen werde?"

„Darüber kann doch kein Zweifel sein?" erwiderte sie überrascht.

„Nie und nimmer!" erklärte Wilhelm mit einer Bestimmtheit, die Pilar Furcht einflößte, weil sie sie noch nie an ihm wahrgenommen hatte. „Wie kannst du nur auf einen solchen Einfall kommen?"

„Aber Wilhelm," antwortete sie, „wie soll es denn sonst sein? Ich will nicht glauben, daß du gedacht hast, wir würden uns nun im Bahnhofe trennen und Jeder unserer Wege gehen. Wenn ich das glauben müßte, so würde ich mich gleich hier unter die Räder des Zuges werfen. Wir haben keinen kleinen Sommerroman gespielt, der im Seebad unterhaltend genug war, aber bei der Ankunft in Paris ein natürliches Ende nimmt. Mir ist es Ernst mit meiner Liebe und ich hoffe, dir auch. Du bist mein für immer und so lange meine Hand Leben hat, um dich zu halten, gebe ich dich nicht

frei.“ Und sie warf sich ihm leidenschaftlich an die Brust und umklammerte ihn, als wollte man ihn ihr entreißen.

„Ich habe nicht gesagt,“ entgegnete er, indem er sie sanft abzuwehren suchte, „daß ich dich verlassen will. Aber es ist doch ganz undenkbar, daß du dir vorgestellt hast, du werdest mich einfach den Deinigen von der Reise mitbringen.“

„Die Meinigen! Du bist der Meinige und sonst ist auf der Welt nichts für mich vorhanden.“

„Das sagt man wol in der Erregung. Du hast Leute, wie du mir selbst erzählt hast. Was werden sie von uns denken, wenn ich mich einfach bei dir häuslich niederlasse?“

„Die Leute! Immer die Leute! Es ist die einzige Unvollkommenheit, die ich an dir kenne, Wilhelm. Wie kannst du den Leuten die Ehre erweisen, an sie zu denken, wo es sich um mein Glück und Leben handelt? Sie werden denken, was sie wollen. Sie werden denken, du seist der Herr und ich sei deine Sklavin, die nur in dir und durch dich lebt.“

Wilhelm schüttelte nur den Kopf, denn er wollte sie nicht verletzen, indem er laut aussprach, was er über ein so unwürdiges Verhältniß dachte. Sie hing angstvoll an seiner Miene und fragte, als er schweigsam blieb: „Nun, mein süßer Wilhelm, nicht wahr, es ist,

wie ich sage? Wir fahren schön nach Hause und denken, wir seien noch immer in St. Valery?"

„Nein", erwiderte er fest, „das kann nicht sein. Ich gehe in ein Hotel. Sage nichts dagegen, denn es wäre vergeblich."

„Und du könntest mich von dir gehen lassen?"

„Blos auf einige Stunden. Wir bleiben ja in derselben Stadt und können uns soviel sehen, wie wir wollen."

„Und das würde dir genügen?"

„Es muß wol, da unsere Verhältnisse solche sind, daß sie nichts Anderes gestatten."

Sie brach in einen Strom von Thränen aus und schluchzte: „Du liebst mich nicht."

Jetzt war es an ihm, sie zu beruhigen und zu trösten. Er küßte ihr die Augen, er drückte ihr Haupt an seine Brust, er sprach ihr zu wie einem Kinde, es dauerte aber lange, ehe sie sich faßte. Endlich erhob sie den Kopf und fragte: „Du bist also entschlossen, in ein Hotel zu gehen?"

„Ich muß, mein Herz."

„Gut. So gehe ich mit dir."

Dagegen konnte er nichts sagen und so blieb es dabei.

Es war kurz vor Mitternacht, als der Zug im Pariser St. Lazare-Bahnhof hielt. Pilar sagte zu

Anne, die vom nächsten Wagen herbeieilte: „Fahren Sie nach Hause. Den großen Koffer nehmen Sie mit. Den kleinen und den Handkoffer lassen Sie mir. Ich gehe mit dem Herrn Doctor Morgen komme ich nachsehen, ob Alles in der Ordnung ist.“

Anne machte erstaunte Augen, doch blieb ihr Gesicht unbeweglich und würdevoll wie immer und sie erwiderte ruhig: „Sehr wol, Frau Gräfin Auguste ist mit einem Wagen hierherbestellt. Wollen die Frau Gräfin den Wagen benutzen?“

„Nein. Auguste soll uns einen andern besorgen und Sie nehmen seinen.“

Auguste, der Diener, war mittlerweile ebenfalls herangekommen und begrüßte seine Herrin. Den fremden Herrn, an dessen Arme sie lehnte, musterte er mit einem raschen Blicke, der merkwürdigerweise mehr neugierig als verwundert war, und entfernte sich hurtig, um die überraschenden Befehle auszuführen, die ihm Anne trockenen Tones übermittelte. Bald darauf erschien er mit der Meldung, die Droschke sei zur Stelle. Fido, aus seinem Reisekerker befreit, umsprang die Gräfin unter kurzathmigem Gebell, das rasch in Husten überging, und wedelte und rängerte sich aus Leibeskräften. Als Pilar und Wilhelm in ihren Wagen stiegen, während die Zofe und der Diener am Schlage blieben, schien der Hund nicht zu wissen, an wen er sich zu halten habe.

Ein zufälliger Blick Wilhelms, der ihn traf, machte seinem Zögern ein Ende. Er war mit einem Satze im Wagen und achtete nicht auf die erzürnten Rufe Annes, sondern leckte vergnügt Wilhelms Hand, deren Streicheln er als eine Einladung zum Dableiben auffaßte.

Die Droschke fuhr auf eine Weisung Pilars nach einem Gasthofe in der Rue de Rivoli. Unterwegs lehnte Pilar schweigend in ihrer Ecke und seufzte von Zeit zu Zeit tief auf und auch Wilhelm blieb wortlos, denn er hatte das drückende Gefühl, in einer unhaltbaren Lage zu sein, deren Ausgang er noch nicht sah. Im Ho:el angelangt, zogen sie sich sofort in ihre Zimmer zurück und gingen zur Ruhe, fast ohne das Abendbrod zu berühren, das Pilar mehr für Wilhelm als für sich bestellt hatte. Stundenlang floh sie der Schlaf, den ihr erst der anbrechende Morgen brachte. Es war fast Mittag, als sie die Augen aufschlug. Wilhelm saß bereits angekleidet am Fenster, das nach dem Tuilerien-Garten ging, und sah hinab auf das schwermüthige Bild des herbstlichen Parks mit sich entlaubenden Bäumen, blätterbedecktem Boden, weißen Marmorstatuen und ruhenden Wasserspiegeln. Sie streckte die Arme nach ihm aus und er eilte auf sie zu, um sie liebevoll zu begrüßen. Als sie einen Blick auf ihre brillantenbesetzte kleine Uhr geworfen, stieß sie einen Schreckensruf aus: „Schon zwölf! Geh rasch hinaus und schicke mir ein

Stubenmädchen herauf. Ich will trachten, fertig zu werden. Du wirst unten im Salon auf mich warten. Lies Zeitungen oder schreibe Briefe. Aber daß du mir ja nicht das Hotel verläßt, hörst du?"

Eine Stunde später erschien sie im Salon, um ihn zum Frühstück zu holen, das sie in ihrem Zimmer einnahmen. Pilar war nervös und verstimmt. Das Hotel-Stubenmädchen hatte es ihr bei der Toilette nicht nach Wunsch machen können. Die langsame Bedienung beim Frühstück reizte sie. Wenn sie einer oder der anderen Kleinigkeit bedurfte, so mußte sie selbst in das unordentliche Schlafzimmer gehen, in ihrem Koffer wühlen, suchen. In ihrem Kopfe wälzte sie allerlei Vorsätze und Anschläge, die sie noch nicht laut werden ließ. Sie hatte noch nie mit Wilhelm eine so ungemüthliche Stunde bei Tische verbracht.

„Was nun?" fragte Wilhelm, als der Diener abgeräumt hatte.

„Ich denke, wir sehen jetzt ein wenig nach unserem Hause", erwiderte Pilar, indem sie sich bemühte, den unbefangensten Ton von der Welt anzuschlagen.

„Natürlich", meinte Wilhelm. „Und während du nach Hause gehst, sehe ich mich ein wenig in den Straßen von Paris um."

„Was, du willst nicht mitkommen?"

„Ich denke, du gehst zum erstenmal besser allein.

Du hast doch gewiß allerlei zu ordnen und da wäre ich hinderlich."

„Wilhelm", sagte sie sehr ernst, „du hast es darauf angelegt, mich zu kränken. Habe ich das um dich verdient?"

„Aber theure Pilar —"

„Ich will Beweise, daß ich deine theure Pilar bin. Ich habe dir mein Herz, meinen Leib, meine Liebe gegeben. Wenn du mein Leben willst, so sage es. Ich wäre glücklich, wenn ich es für dich opfern dürfte. Und du? Jedes Wort, jeder Blick von dir sagt mir seit gestern, daß du mich als eine Fremde betrachtest und mit mir nichts gemein haben willst. O, du thust es ja sehr zartfühlend und schonend, wie es deine Art ist. Aber man hat nicht nöthig, mit mir deutlicher zu reden."

„Rege dich nicht auf, Pilar, ich versichere dir, daß du Alles falsch deutest."

Sie schüttelte das Haupt. „Du mußt mich nicht für ein Kind halten. Laß uns ernst mit einander reden. Ich habe dir gestern erklärt, daß ich dich nicht frei gebe. Du weißt natürlich, wie ich das meine. Ich halte dich nicht, wenn du dich von mir losmachen willst. Aber dann sei ehrlich, sage mir, daß du meiner überdrüssig bist und nichts mehr von mir wissen willst. Ich weiß dann wenigstens, was mir zu thun übrig

bleibt. Sei ruhig, ich werde dir keine Szene machen, dir nicht lästig werden, dir nicht einmal zürnen. Ich werde schweigend mein Todesurtheil empfangen und die Hand küssen, die es über mich verhängt."

Sie verbarg ihr Antlitz in den Händen, zwischen deren Fingern Thränen hervorquollen.

„Und all' das," sagte Wilhelm, „weil ich meinte, es sei besser, dich heute nicht zu begleiten. Die ganze Sache ist nicht eine einzige deiner Thränen werth."

„So kommst du mit?" rief sie lebhaft, indem sie das Antlitz zu ihm erhob.

„Ich muß wol, wenn du von Todesurtheilen und ähnlichen furchtbaren Dingen sprichst."

Sie umarmte ihn stürmisch, klingelte augenblicklich, warf in froher Erregung die umhergestreuten Dinge ordnungslos in den Koffer und verlangte vom erscheinenden Kellner einen Wagen. Beim Hinuntergehen sagte sie im Büreau ein rasches Wort und triumphstrahlenden Gesichtes schritt sie an Wilhelms Arme durch die Vorhalle zur Droschke.

Das Ziel der Fahrt war ein kleines Haus auf dem Boulevard Pereira, drei Fenster breit, mit zwei Stockwerken und einem Balkon vor den Fenstern des ersten Stocks. Auf Wilhelms Klingeln öffnete Anne, machte vor ihm einen gleichmüthigen Knix und begrüßte ihre Herrin ehrerbietig. Wilhelm wollte Pilar

zuerst eintreten lassen, sie aber sagte: „Nein nein, geh du voran. Das ist von besserer Vorbedeutung.“

Im Flur erschienen mittlerweile Auguste, eine alte Frau mit rother Nase und ein nicht wie ein Diener gekleideter Mann, die beim Anblick der heimkehrenden Herrin etwas geräuschvoll ihre Freude kundgaben, jedoch hauptsächlich Wilhelm musterten, während sie jene zu ihrem guten Aussehen beglückwünschten. Pilar gab dem Manne eine Weisung in spanischer Sprache und zog dann Wilhelm in den Salon, der sich im Erdgeschosse in den Flur öffnete.

„Sei tausendmal willkommen in diesem Hause,“ sprach sie, indem sie ihn umarmte, „und möge dein Eintritt uns Beiden Glück bedeuten. Ich lege jetzt ab und sage meinen Leuten einige Worte, dann bin ich gleich wieder bei dir.“

Damit eilte sie hinaus und ließ Wilhelm allein in dem Raume.

Er sah sich um. Der Salon war luxuriös, wenn auch nach Wilhelms Geschmack etwas farbenlaut eingerichtet. Die Wände waren mit gelben Seidentapeten bekleidet und dieselbe grelle Farbe hatten auch die Thür- und Fenstervorhänge und die Sitzmöbel mit vergoldetem Gestell. Zum Glück brachen zahlreiche Gemälde wie ebensoviele dunkle Inseln das Einerlei dieses Schwefelmeeres. Den Fenstern gegenüber hingen

zwei lebensgroße Porträts einer Dame und eines Militärs. Die Dame trug spanisches Costüm und Spitzenmantille, der Mann eine reichgestickte Generalsuniform mit zahlreichen Ordenssternen und einem Großkreuz-Bande. In einem andern ebenfalls lebensgroßen Bilde erschien dieselbe Persönlichkeit in einem unbekannten Ordensornat und ein drittes Mal figurirte sie in der Ecke auf einem Pfeiler von schwarzem Marmor als bronzene Büste. Den Kamin schmückte eine wunderbare Standuhr, eine peinlich getreue Nachbildung in Goldbronze und Farbenschmelz des Mihrab der Moschee von Cordoba. Zwischen den Fenstern stand auf einer hohen Boule-Commode eine Marmorbüste der Königin Isabella, durch eine Inschrift als deren Geschenk an ihren werthen General-Adjutanten Marquis von Henares bezeichnet. Ein reizendes Pastellbild unter Glas zeigte Pilar als ganz junges Mädchen. Wie Wilhelm die duftige Frische dieser knospenhaften sechszehnjährigen Schönheit, den blendenden Ton ihres Milch- und Rosengesichts, den Glanz ihrer munteren Kinderaugen bewunderte, kam eine große Weichheit über ihn und er dachte, daß die Natur so viel Herrlichkeit wirklich nicht genügend gegen die Begehrlichkeiten schützte, die sie nothwendig erwecken mußte. Waren einem so entzückenden Geschöpfe Herzensirrthümer nicht zu verzeihen? Wie sollte es richtig wählen, wenn sein

Zauber leidenschaftliche Anfechtungen veranlaßte, ehe es ihnen Erfahrung und Urtheilsreife entgegensetzen konnte?

Es waren noch tausend andere anziehende Dinge in diesem Salon. Ein Bild oder vielmehr eine Skizze von Goya in der phantastischen Unfertigkeit und prachtvollen Farbenkleckserei dieses Meisters, die viele seiner Werke den Gesichten eines Fiebernden ähnlich machen. Auf einem eingelegten Tische ein Kästchen von maurischer Arbeit, unter dessen Kristalldeckel man alte, spanische Goldmünzen von erstaunlicher Größe sah. Ein kleines Wandschränkchen mit Ordens-Sternen und -Ketten auf weißem Atlasgrunde. Eine Trophäe, aus einem Degen, goldenen Sporen, Epaulettes und goldener Feldbinde bestehend. Da und dort große katalanische Messer mit geöffneter Klinge, Dolche in reicher Scheide und mit ziselirten Griffen, sogar ein offenes, sammtgefüttertes Kästchen mit zwei damaszirten Elfenbein-Pistolen. Auf dem Kamin und dem mit einer Goldbrokat-Decke verhängten Piano erweckten einige Photographien Wilhelms Aufmerksamkeit. Vor Allem Pilar selbst in zwei verschiedenen Aufnahmen. Dann die Bildnisse von drei Kindern, einem Mädchen und zwei Knaben. Und dann die Photographie in voller Gestalt eines Herrn in diplomatischer Uniform, mit gesticktem Frack und Degen und dem einfältig hübschen, geschniegelten Kopfe eines Modebildes.

Wilhelm betrachtete eben dieses nichtssagende Gesicht mit dem feinen Schnurrbart, als Pilar eintrat.

„Du hast dich umgekleidet?“ rief Wilhelm erstaunt.

Sie erschien in der That in einem smaragdgrünen Sammt-Schlafrock mit langer Schleppe und bloßem Haar.

„Ja,“ sagte sie, indem sie ihn zärtlich küßte, „denn wir gehen jetzt nicht fort. Du bleibst und dinirst mit mir. Ich habe das Nöthige befohlen, du mußt doch auch der banalen Hotelmahlzeiten müde sein. Ich für meinen Theil hatte eine wahre Sehnsucht, endlich mit dir am eigenen Tische zu essen.“

Während sie sprach, nahm sie ihm den Hut aus der Hand, zog ihm schmeichelnd den Ueberrock aus, klingelte und befahl dem herbeieilenden Auguste, Rock und Hut wegzuthun. Diese Ablenkung der Aufmerksamkeit Wilhelms benützend, raffte sie äußerst flink das Bildniß weg, das er bei ihrem Eintritt betrachtet hatte und versteckte es einstweilen unter der Decke des Flügels, an dem sie sich zu schaffen machte. Sie klappte ihn auf, setzte sich hin und über ihre Schultern hinweg zu dem hinter ihr stehenden Wilhelm leidenschaftlich emporblickend spielte sie, ohne die Tasten anzusehen, den Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum. Die Töne rauschten unter ihren Künstlerfingern auf wie ein Flug gescheuchter Tauben und umschwirrten sie jauchzend

und frohlockend. Sie ging mit gewaltiger Kraft und Brillanz bis zur ersten Wiederkehr des triumphirenden Anfangs-Motives mit dem jubelnden Trompeten-Geschmetter, dann sprang sie auf und Wilhelm mit beiden Armen umfassend sagte sie leuchtenden Auges:

„Nicht wahr, mein einziger Wilhelm?"

„Meine süße Pilar!" erwiderte er und drückte sie an seine Brust. In diesem Augenblicke ging ihm wirklich das Herz über.

Sie nahm nun seinen Arm und führte ihn im Salon umher, um ihm Verschiedenes zu zeigen und zu erklären. „Dies ist meine Mama, wie sie vor fünfundzwanzig Jahren aussah, wenn sie zur Feria von Sevilla ging. Das ist eine Art Jahrmarkt zur Osterzeit und eines der berühmtesten Volksfeste in Spanien. Wir werden es einmal zusammen besuchen. Und das ist mein seliger Vater als Generalkapitän. Hier ist er in der Tracht der Ritter von San-Yago. Das ist einer unserer höchsten Militärorden. Er besteht seit dem zwölften Jahrhundert und es ist interessant, daß einer meiner Vorfahren unter seinen ersten Mitgliedern war. Hier sind die Orden und Abzeichen meines Vaters. Sieh dir diese Standuhr an. Es ist ein einziges Kunstwerk. Die Provinz Cordoba ließ es als Geschenk für meinen Vater anfertigen, als er von seinem dortigen General-Commando abberufen wurde. Mich hast du

wol in diesem Pastell erkannt. Es war sehr ähnlich. Findest du mich da hübsch?"

„Hübsch! Du versündigst dich. Sage vollendet, sage berauschend."

„Danke, mein Wilhelm. Und nicht wahr, wenn du mich damals gekannt hättest, du hättest mich geliebt, du hättest mich heirathen wollen?"

„Du hättest aber schwerlich mich heirathen wollen, einen armen Teufel von Plebejer, der sich nicht elegant kleidete und nicht mal tanzen konnte."

„Spotte nicht über mich, du böser süßer Mensch. Wenn ich damals meinen Verstand von heute gehabt hätte, so würde ich dich damals geliebt haben, wie ich dich heute liebe, und du hättest mein sein müssen, selbst wenn es mich die Liebe meines Vaters gekostet hätte." Sie blickte sinnend zu dem Bilde empor, aus dem ihr die eigene unschuldige Vergangenheit in engelhafter Verklärung entgegentrat, und fuhr mit unsagbarer Weichheit fort: „Warum habe ich dich nicht früher gekannt? Ist es meine Schuld, daß du, der du doch für mich geboren bist, so weit von mir lebtest und so lange säumtest, zu mir zu kommen? Wie glücklich wäre ich gewesen, dir dieses reine Geschöpf zu bieten, das du da siehst. Aber ich gebe dir Alles, was ich habe, meine erste wahre Liebe, die Jungfräulichkeit meines Herzens. Das ist doch auch etwas."

Ihre braunen Augen baten um sehr viel Mitleid und ihre vollen Purpurlippen um sehr viel Liebe und nur ein stählernes Herz hätte ihr beides versagen können.

Hinter dem Salon lag der geräumige Speisesaal mit prachtvollen corduaner Ledertapeten, aus dem eine Glasthüre in einen hübschen kleinen Garten mit einer Gaisblattlaube in der Ecke und einigen alten Bäumen führte. Eppichbekleidete hohe Steinmauern faßten das viereckige Fleckchen grüner Natur ein. Ueber die Treppe, an deren Wand viele werthvolle Bilder hingen, welche in den Zimmern keinen Platz finden konnten, gingen Pilar und Wilhelm nach dem ersten Stocke. Ein rother Salon, dessen Fenster sich auf den Balkon öffneten, verrieth durch den ihn erfüllenden Ylang-Ylang-Duft, daß er der gewöhnliche Aufenthaltsort der Hausfrau war. Sie ließ Wilhelm nicht lange in diesem schmucken Gemache, sondern zog ihn in das anstoßende große Schlafzimmer. Japanischer Seidenstoff mit fremden Landschaften, fabelhaften Blumen, bunten fliegenden Vögeln und krausem Rankenwerke verhüllte die Wände und war auf der Decke zeltartig zusammengefaßt. Aus den weichen Falten der Mittel-Rosette hing eine Lampe herab, deren Rosakugel mit goldenen Chimären emaillirt war. Außer den Spiegelschränken, der Toilette, dem Nachttische und dem gewaltigen Bette aus geschnitztem Ebenholz mit eingelegten Elfenbein-Darstellungen antiker

Szenen und einer Sitzgarnitur von persischem Teppichstoff sah man einen alten gothischen Betschemel aus Eichenholz, dann einen kleinen rosaverhangenen Altar mit weißen Spitzen, einer Fülle von Blumen und zahlreichen Kruzifixen und Marien-Statuen in verschiedener Größe aus Silber, Elfenbein und Alabaster.

„Bist du so fromm? Das ist mir neu!“ rief Wilhelm überrascht. Und er wußte doch gar nicht, daß das erste, was Pilar bei ihrem Eintritt in das Haus gethan hatte, gewesen war, in ihr Schlafzimmer zu eilen, die silberne heilige Jungfrau del Pilar auf dem Altar brünstig zu küssen und einen Augenblick auf ihren Betstuhl hinzuknien.

„O nein, ich bin gar nicht fromm. Ich bin die Heidin, die du bisher gekannt hast. Aber was willst du? Man hat alte Gewohnheiten. Ich sehe in der heiligen Jungfrau hauptsächlich die schmerzensreiche Mutter, deren Herz sieben Schwerter durchbohren, und in Christus das ewige Beispiel höchster Liebe. Du bist zwar ein Ketzer, aber ich weiß, daß dir Bilder und Abzeichen nicht anstößig sind wie gewissen vulgären Freidenkern.“

Vor das Bett hintretend sagte sie, indem sie sich noch viel inniger an Wilhelm schmiegte, mit leiser Stimme und schamhaft stockender Rede: „Du bemerkst vielleicht nicht, daß außer dem Altar und Betschemel

hier Alles neu ist. Während wir in St. Valery waren, habe ich dieses frische Nestchen für uns bereiten lassen. In diesem Bette hat vor dir Niemand geschlafen. Ich hoffe, wir werden darin glücklich ruhen und süß träumen."

Er rang mit einer Antwort, sie ließ ihm aber zu einer solchen keine Zeit, sondern öffnete eine Tapetenthüre neben dem Kamin und fuhr fort: „Und das ist dein Zimmer. Sage mir, ob ich deinen Geschmack getroffen habe."

Er warf keinen Blick in das kosige, einfenstrige Gemach und erwiderte, Pilars Hand erfassend: „Warum quälst du mich, Pilar? Es kann ja doch nicht sein."

„Wilhelm!" Ihr Ton war entschlossen und sie blickte ihm voll in die Augen. „Liebst du mich?"

„Du weißt es."

„Gehören wir einander an?"

„Ja und nein."

„Antworte nicht zweideutig. Wir gehören einander an. Ich weiß, wenn ich frei wäre, würdest du mich heirathen und dann trügst du sicherlich kein Bedenken, als Herr in dieses Haus einzuziehen. Was ist nun der Unterschied?"

„Du kennst den Unterschied."

„Es ist zum Verzweifeln. Soll ein elendes Vorurtheil mächtiger sein als unser natürliches Recht auf Glück? Wir sind beide großjährig. Wir schulden beide

Niemand auf Erden Rechenschaft für unser Thun. Ein nicht zu beseitigendes Hinderniß macht es mir augenblicklich unmöglich, unsere Beziehungen durch Bezahlung einiger Franken an einem Standesbeamten und Geistlichen in den Augen der Gewürzkrämer respektabel zu machen. Hat das Gemurmel eines Priesters solche Bedeutung für dich? Kannst du dich nicht als meinen Gatten fühlen, wenn du dich nicht am Anblick eines Maires mit umgegürteter Fransenschärpe erbaut hast? Oder brauchst du anderweitige Zustimmungen? Mein Vater ist todt. Meine Mutter wird dich anbeten und auf den Händen tragen, wenn ich ihr sage, daß du ihr einziges Kind namenlos glücklich machst. Was willst du also?"

„Ich kann mich in solche Verhältnisse nicht finden. Gegen deine Gründe ist nichts zu sagen. Aber bei dir zu schmarotzen . . ."

„Schäme dich," sagte sie und gab ihm mit dem Zeigefinger einen leichten Klaps auf die Wange. „Siehst du, ich liebe dich doch mehr, als du mich. Wenn du sehr reich wärst und ich gar nichts hätte, ich würde mich keinen Augenblick bedenken, von dir Alles anzunehmen. Ich hoffe, mein Herz ist dir mehr werth, als diese Hütte oder dieses Bischen Gerümpel. Du besitzest mein Herz. Was bedeutet da noch das Uebrige?"

Er schüttelte noch immer das Haupt verneinend, da kniete sie vor ihn hin und sagte flehend: „Wilhelm, thue mir das nicht an. Selbst wenn es dich Ueberwindung kostet, bringe mir das Opfer. Versuche es nur. Du wirst sehen, du gewöhnst dich bald daran. Und wenn nicht, so bin ich bereit, mit dir zu gehen, wohin du willst, bis ans Ende der Welt, bis in den Schwarzwald, aber versuche es, Wilhelm, sei gnädig."

Er beugte sich zu ihr hinab, um sie aufzuheben, da sie aber in seinen Augen Gewährung ihrer Bitte las, schnellte sie von selbst in die Höhe und warf sich ihm jauchzend wie ein Kind an die Brust. Ihr Sieg erfüllte sie mit solcher Freude, daß sie ihn am liebsten zum Fenster hinaus geschrien hätte. Sie liebkoste Wilhelm, gab ihm zärtliche Namen, zog ihn vor einen der Spiegelschränke, damit er sehe, wie schön er sei, schleppte ihn in sein Zimmer, dann wieder ins Schlafzimmer zurück und bedurfte einer ganzen Weile, um die Selbstbeherrschung wieder zu erlangen. Mittlerweile war Dämmerung eingetreten, sie bemerkte es erst jetzt und klingelte Anne, damit sie die Lampen bringe.

„Ist Don Pablo zurück?" fragte sie die Zofe.

„Seit einer halben Stunde, Frau Gräfin."

„Dann schaffen Sie die Koffer gleich herauf."

„Auch das Gepäck hast du schon holen lassen?" sagte Wilhelm erstaunt, als Anne hinausgegangen war.

„Natürlich, mein Wilhelm, ich wußte ja doch, du werdest deiner Pilar nicht das Herz brechen wollen.“

Auguste und der Mann, den Pilar Don Pablo nannte, schleppten die beiden großen und den kleinen Koffer herauf, mit denen Wilhelm reiste, Pilar verlangte von ihm die Schlüssel und begann selbst seine Sachen in die Schränke seines Zimmers einzuräumen. Sie duldete nicht, daß er ihr dabei helfe. Nur seine Bücher gestattete sie ihm zunächst in einer Ecke stoßweise aufzuschichten. Die methodische Aufstellung im Bücherschrank sollte morgen am Tage erfolgen.

Beim Diner war Pilar selig und verliebt wie noch nie. Sie warf in ihrem Uebermuth ihre sämmtlichen Gläser in den Garten hinaus und trank aus denen Wilhelms. Es war ein Festmahl, das sie zusammen genossen, kostbare spanische Weine aus ihrem reichen Keller, weiße und rothe, herbe und süße, begleiteten die auserlesenen Speisen und zuletzt erschien auch Champagner, dem Pilar tapfer zusprach. Nach dem Dessert hüpfte sie in den Salon, stellte das Champagnerglas auf den Flügel und spielte und sang, dazwischen nippend und küssend, spanische Liebeslieder, die ihr Flammen in die Wangen jagten. Diesen Abend war sie ganz Bacchantin. Im Schlafzimmer riß sie sich mit ungeduldiger Hand die Kleider vom Leibe und hielt die kleinen, edelgeformten Füße Wilhelm hin, da-

mit er ihr die Seidenstrümpfe abstreife. Er kniete nieder und küßte ihre Füßchen, sie aber blickte mit trunken glühenden Augen auf ihn hinab und zwischen den blutrothen Lippen, die ein üppiges Lächeln leicht öffnete, blitzten perlweiße Zähne, welche mit Wollust in ein zuckendes Herz beißen zu wollen schienen. Es war das lebendig gewordene Bild der Sphinx mit der kleinen, bangen Maus vor ihr im Staube.

Als Wilhelm am Morgen erwachte, sah er Pilar bereits frisch und fertig am Bette stehen und ihn mit einem glücklichen Lächeln begrüßen. Mit ihren eisernen Nerven und ihrer Ueberfülle thierischer Lebenskraft bedurfte sie wenig Schlafes und sie hatte ihre alte Gewohnheit wieder aufgenommen, sich zeitlich von seiner Seite wegzustehlen und ihre Toilette zu machen, während er noch schlummerte.

Er kleidete sich rasch an, sie vollendete mittlerweile die kokette Ausschmückung seines Zimmers mit Bandschleifen, Blumensträußen, japanesischen Fächern, Bildern und Bronzen, die sie mit sicherm Geschmacke an die Wände, neben den Spiegel, über die Thüre und das Fenster steckte und hängte und über den Schreibtisch, den Tisch, die Commode mit geschickter Unabsichtlichkeit aussäete. Das Frühstück nahmen sie im rothen Salon, dann führte sie ihn in ihr Boudoir, das er noch nicht gesehen hatte und das einem mit Rosaseide ausgeschlagenen

Schmuckkästchen glich. Sie zog einen Armstuhl an den Kamin, in welchem ein Holzfeuer flackerte, bat Wilhelm, sich zu setzen, stellte ein kleines Rosenholztischchen mit Holzmosaik-Platte vor ihn und holte aus einem Spiegelschranke ein großes Juchten-Portefeuille mit goldenem Schlosse herbei, das sie auf das Tischchen legte.

„Erledigen wir mit einemmale alle Nebensachen," sagte sie zu Wilhelm, der ihrem Thun verwundert zugesehen hatte, „damit wir nie wieder auf sie zurückzukommen haben. Du bist mein kleiner Mann und mußt mir von nun an die Sorge um meine Angelegenheiten abnehmen. Hier —" sie öffnete das Portefeuille und breitete wichtig aussehende Papiere mit Stempeln und Siegeln vor ihm aus, „— das Checkbuch meiner Bank, hier der Depotschein meiner Staatspapiere und Obligationen —"

„Was fällt dir ein!" rief Wilhelm, „von solchen Dingen verstehe ich nichts, ich habe mich nie mit ihnen beschäftigt und will am Allerwenigsten bei dir damit anfangen." Er schob die Schriftstücke mit ungeduldiger Hand zusammen, warf sie in das Portefeuille zurück, dessen Schloß er knackend zudrückte, und fuhr fort, während Pilar enttäuscht dastand wie ein Kind, dem eine Ueberraschung mißrathen ist: „Ich weiß dir aber für deinen Einfall dennoch Dank, denn er reißt mich aus einer großen Verlegenheit. Ich fand keine rechte

Form für das, was ich dir sagen muß, und du kommst mir rechtzeitig zu Hilfe. Pilar," er zog sie auf seinen Schoß und küßte sie, „im Seebad war die Sache wenig verwickelt, wir konnten uns in die Rechnung einfach theilen. Hier geht das nicht Ich bin nicht reich genug, um den Aufwand deines Hauses zur Hälfte zu bestreiten —"

„O, Wilhelm!" rief sie entsetzt und wollte aufspringen. Er hielt sie jedoch zurück und fuhr fort:

„Ich weiß, daß dir diese Unterhaltung peinlich ist, mir ist sie es auch, aber wie du vorhin sagtest, sie muß ein für allemale erledigt werden. Du mußt erlauben, daß ich für meine Bedürfnisse aufkomme, wie ich es in einer guten Familien-Pension gethan hätte. Ich lege jeden Monat die Kleinigkeit in dein Portefeuille und du hast etwas mehr für deine Armen. Für die hat man ja nie zu viel."

„Ich bin starr', murmelte Pilar, „daran kannst du denken!"

„Es ist die Bedingung, an die ich mein Bleiben knüpfe", erwiderte Wilhelm fest.

„Du hochmüthiger Knabe du! du willst nichts von mir annehmen. Ich habe dir schon gestern gesagt, ich wäre nicht zu stolz, deinen Besitz mit dir zu theilen. Und wenn du mich geheirathet hättest, würdest du meine

Mitgift verschmäht und vielleicht auch deine Pension bei mir bezahlt haben?"

„Ich denke, mein Herz, diese Frage ist für uns abgethan und wir erörtern sie nicht wieder. Ich kann nun einmal keine Freistelle im Hause meiner —"

„Deiner Frau!" fiel sie hastig ein.

„— meiner Frau annehmen."

„Gut", sagte sie ergeben, „du wirst thun, was du mußt. Um solche Kleinigkeiten will ich mir wirklich keinen Kummer machen. Aber erkläre mir, mein deutscher Philosoph, wie kann sich in einem so edeln Körper, in einer so vornehmen Seele, ein — verzeihe — ein so krämerhafter Gedanken-Winkel erhalten? Wie kann man so philisterhaft rechnen, wenn man liebt? Seid ihr Deutschen Alle so oder ist das eine Familien-Erbsünde bei dir?"

„In meiner Familie", erwiderte er einfach und ohne jede Empfindlichkeit, „hat man, so weit ich zurücksehen kann, und das ist allerdings nicht entfernt so weit wie bis zu deinem Ahnherrn dem ersten San Yago-Ritter, immer um das tägliche Brod gearbeitet und Alles dem eigenen Fleiße verdankt. Ich bin der erste, der bei der Geburt den Tisch gedeckt gefunden. Und wer weiß ob mir das zum Segen gereicht hat."

„Nun machst du dich über meine Ahnen lustig, du

garstiger Mensch, bin ich dir denn je mit solchem Unsinn gekommen?"

„Das sage ich nicht, aber du verlangtest vom deutschen Philosophen eine Erklärung und der deutsche Philosoph hat versucht, dir eine zu geben."

Sie sperrte ihr reiches Juchten-Portefeuille wieder in den Spiegelschrank und von der Sache war zwischen ihnen nicht weiter die Rede.

Die Hausgenossen, welche die Ansiedelung des neuen Gastes anscheinend ohne die geringste Verwunderung bemerkten, waren außer Anne der Diener Auguste, ein junger, verschmitzt aussehender Südfranzose mit glatt-rasirtem Lakaien-Gesicht, die alte spanische Köchin Isabel, eine kolossale, nilpferdartig schwerfällige Person mit rother Nase, alkoholisch schwimmenden blutunterlaufenen Augen und einer kreischenden Stimme, und Don Pablo, der ein Mittelding zwischen einem Diener, Hausmeier und Vertrauten aus dem älteren Drama zu sein schien. Pilar hielt große Stücke auf ihn und sprach von ihm in Ausdrücken der Hochachtung. Nach ihrer Erzählung war er ein Catalone aus angesehener Familie, hatte bei den Carlisten als Stabsoffizier gedient und von Don Carlos hohe Adelstitel und große Orden bekommen. Nach der Besiegung der Sache, für die er gekämpft, war er wie so viele seiner Genossen nach Paris gekommen und von Pilar aus tiefem Elend gezogen

worden. Er wohnte nicht in ihrem Hause, sondern hatte irgendwo in der Stadt ein Dachstübchen; jeden Morgen erschien er im Boulevard Pereire, um Pilars Befehle entgegen zu nehmen, beschäftigte sich den Tag über mit Botengängen, Besorgungen und Einkäufen aller Art und kehrte erst spät Abends nach gethanem Dienste in seine Wohnung heim. Er war ein langer, magerer Mann in mittleren Jahren, mit langem, gelbem Ledergesicht, einer langen spitzen Nase, langen, ölglänzenden Haaren und einem langen, ergrauten Knebelbarte. Die ganze knöcherne, schlottrige Gestalt sah wie ein Bild in einem Hohlspiegel aus, der die Erscheinungen der Länge nach verzerrt. Don Pablo hatte eine tiefsinnige Miene, lächelte nie und sprach wenig. In den seltenen freien Stunden, welche ihm der hauptsächlich seine Beine anstrengende Dienst bei der Gräfin ließ, sah man ihn in einem Hinterzimmer des Erdgeschosses sitzen und aus Haaren Bilder kleben. Er war darin von großer Geschicklichkeit und hatte sogar Pilars Porträt aus blonden, braunen und rothen Haaren hergestellt. Es sah der Königin im Whist ähnlich, Don Pablo war aber auf das Kunstwerk sehr stolz und verzieh es Pilar nie, daß sie es nicht in den gelben oder rothen Salon, sondern an einen ganz andern Ort gehängt hatte. Diese Beschäftigung veranlaßte Auguste, steif und fest zu behaupten, Don Pablo sei von Haus aus eigentlich

ein ganz gewöhnlicher Haarkräusler. Zwischen ihm und dem Don herrschten überhaupt sehr gespannte Beziehungen. Auguste verdrossen die großartigen Mienen des Spaniers und seine französischen Gleichheits-Instincte empörten sich gegen die Ansprüche Don Pablos, der etwas Besseres sein wollte als die übrige Dienerschaft. Sie aßen an einem gemeinsamen Tische, Don Pablo nahm aber den Ehrensitz ein und forderte, daß man ihm aufwarte, während Auguste, Anne und Isabel sich selbst bedienten. Zu Don Pablos Unglück hatte Auguste einmal seine Uniform und großen Orden zu sehen bekommen. Gleich schnitt er sich aus dem Blech einer Sardinenbüchse einen gewaltigen Ordensstern aus, den er bei den Mahlzeiten anlegte. Don Pablo wurde darüber so wüthend, daß er ernstlich davon sprach, Auguste zu einem Zweikampf auf Leben und Tod herauszufordern, und es bedurfte eines strengen Machtwortes der Gräfin, um ihn von seinem blutdürstigen Vorhaben und Auguste von seinem Schabernack abzubringen.

Zwischen der bissigen Anne und der lärmenden, alten Isabel bestand ein ähnlicher Kriegszustand, wie zwischen Auguste und Don Pablo. Die Kammerfrau war auf die Köchin eifersüchtig, weil diese häufig lange geheime Unterhaltungen mit der Gräfin hatte, die sich von ihr Alles gefallen ließ und ihr sogar die über-

mäßige Neigung zu ihrem ausgezeichneten Valdepeñas verzieh, von dem sie allein jährlich ein Stückfaß verbrauchte. Wilhelm trat einmal unvermuthet ins Boudoir, als Pilar eben mit der rothnasigen Köchin beisammen war, und überraschte sie dabei, wie sie sich von ihr Karten aufschlagen ließ. Das war das Geheimniß des Einflusses von Isabel auf ihre Herrin. Isabel zog sich schleunigst mit ihren Karten zurück, Wilhelm aber schüttelte den Kopf und sagte: „Das hätte ich von meiner klugen Pilar nicht gedacht.“

„Was willst du?“ erwiderte sie halb lachend, halb beschämt, „ein Stückchen Aberglauben hat Jeder von uns in einer dunkeln Ecke der Seele und es ist doch immerhin merkwürdig, daß sie mir seit unserer Rückkehr jedesmal den Coeurbuben aufschlägt.“ Und da Wilhelm sichtlich nicht verstand, fügte sie hinzu: „Du Barbar weißt nicht einmal, daß das den Liebsten bedeutet.“

Pilar richtete in der ersten Zeit das Leben so ein, als wären sie auf der Hochzeitsreise in Paris. Jeden Mittag und Abend Festmahlzeit mit Blumen, köstlichen Gerichten und Champagner, bis Wilhelm sich diesen verbat; jeden Tag Spazierfahrt in einem eleganten Coupé; jeden Abend Besuch irgend eines Theaters in halbversteckter Proszeniumsloge, wo Pilar sich im dunkeln Hintergrunde hielt. Wilhelm machte sich nichts aus dem Theater, aber Pilar bestand darauf, daß er die französische

Bühne kennen lerne. Sie zeigte ihm Paris wie einem Gymnasiasten, den man zur Belohnung für gute Prüfungen in den Ferien nach der Hauptstadt führt. Sie war ein so geistreicher, so unterhaltlicher Führer! Sie wußte alles Geschichtliche und alles Anekdotische, was sich auf die verschiedenen Straßen und Häuser bezog, und während sie von der Julisäule zur Oper, von der Madeleine zum Triumphbogen, vom Odeon zum Pantheon flogen, entrollte sie ein buntes Bild von Paris in der Vergangenheit und Gegenwart, jetzt die breiten, wimmelnden Volksmassen mit ihren Gewohnheiten und ihrem Treiben in guten und bösen Stunden, jetzt die bekannten Zeitgenossen mit ihren Lächerlichkeiten und rühmlichen Eigenschaften zeigend. Geschichtchen, Skandalchronik, Charakterzüge, eigene Begegnungen und Erlebnisse flossen mit munterem Geplätscher in unversiegbarem Strome von ihren Lippen und weihten ihren Zuhörer in alle Intimitäten des Pariser Lebens ein. Sie kannte die Sammlungen ebenso genau wie die Baudenkmäler und brannte vor Kunstwerken und Façaden ein wahres Feuerwerk von eigenartigen Einfällen, Paradoxen und feinen Bemerkungen ab. Sie hatte Spott und Begeisterung an der richtigen Stelle, verhöhnte mit der ruchlosen Blague des Pariser Gassenjungen die pomphaft mittelmäßigen Sehenswürdigkeiten, welche der Philister auf Baedekers Geheiß

bewundert, und verrieth vor dem wirklich Schönen tiefes Erfassen.

Gleich in den ersten Tagen schleppte sie Wilhelm zu einem Photographen und eröffnete ihm, als es zum Rückzug zu spät war, er müsse sich jetzt photographiren lassen. Wozu? Es sei eine Laune. Sie wolle sein Bildniß haben. Brustbild, ganze Figur, Voll- und Seiten-Ansicht. Erst als die Bilder abgeliefert wurden, erfuhr er, daß sie sie nicht für sich brauchte, sondern ihrer Mutter schicken wollte. Es sei Zeit, daß sie den Mann von Angesicht kennen lerne, der ihrem einzigen Kinde allein noch das Leben werth mache. Dieses Hereinziehen der Mutter in ein Verhältniß, dessen sich Frauen vor ihrer Familie sonst nicht rühmen, schien ihm besonders anstößig. „Wie," rief er, „du hast deiner Mutter die ganze Wahrheit gestanden?"

„Meine Mutter ist eine Spanierin. Sie erräth was man ihr nicht sagt."

„Und du schämst dich nicht vor ihr?"

„Darum schicke ich ja dein Porträt. Sie wird begreifen, daß ich im Gegentheile Ursache habe, stolz zu sein."

Was sie nicht zu sagen für nöthig hielt, war, daß sie der Marquise von Henares einen wunderbaren Roman aufgebunden hatte. Wilhelm habe ihr in Ault beim Baden das Leben gerettet, er sei ein großer

deutscher Revolutionär, der künftige Präsident der deutschen Republik, sie gebe ihm einstweilen Asyl in ihrem Hause, weil er sich vor den deutschen Geheimagenten verbergen müsse u. s. w.

Die Marquise glaubte Alles. In ihrer Antwort machte sie ihrer Tochter zwar gelinde Vorwürfe, daß sie sich mit fremden Verschwörern einlasse, lobte aber im Uebrigen ihre dankbare Gesinnung gegen ihren Lebensretter und sprach offene Bewunderung für die schöne Erscheinung dieses interessanten Deutschen aus. Sie legte sogar ein Briefchen für ihn bei, worin sie ihm aus überströmendem Mutterherzen für Alles dankte, was er an ihrem einzigen Kinde gethan, und ihm große Vorsicht auf die Seele band. Er verstand nichts von Alledem und Pilar versicherte, es gehe ihr nicht besser. „Ich sehe nur so viel,“ meinte sie unbefangen, „daß Mama dich schon liebt und dich noch mehr lieben wird, wenn sie dich erst persönlich kennt. Alles Andere ist Nebensache.“

Am zweiten Sonntag nach der Ankunft in Paris erschienen die Kinder zum Besuch ihrer Mutter. Pilar sah dieser ersten Begegnung derselben mit Wilhelm etwas aufgeregt entgegen und auch er fühlte sich nicht behaglich, als ihm Pilar ein halberwachsenes Mädchen und einen etwa zehnjährigen Knaben vorstellte und sich dann zu ihnen mit den Worten wendete: „Umarmt den

Herrn Doctor und seht ihn euch gut an. Er ist der beste Freund, den eure Mutter auf Erden hat. Ihr müßt ihn sehr lieben, denn er verdient es."

Das Mädchen war blond wie seine Mutter. Sie war bereits mit übertriebener Eleganz gekleidet und in ihrer Haltung verrieth sich ein großes Selbstbewußtsein. Sie blickte Wilhelm mit tückischen, lasterhaften Augen an, in denen sich eine deutliche Ahnung des wahren Sachverhaltes spiegelte, reichte ihm die Stirne zum Kusse, brachte bei der Mama einige flüchtige und kühle Liebkosungen an und huschte zu Anne hinaus, mit der sie den ganzen Nachmittag in eifrigem Gezischel verbrachte, bis die sie begleitende Aufseherin sie wieder nach der vornehmen Pension zurückführte, in der sie zur vollendeten Weltdame und künftigen Beglückerin eines beneidenswerthen Mannes herangebildet wurde.

Der Knabe, den ein Geistlicher begleitete und der seine Erziehung in einer eleganten Jesuiten-Anstalt erhielt, war von besserer Art. Er reichte Wilhelm etwas schüchtern, aber herzlich die Hand, seine unschuldigen Augen sahen frei und voll in die seinigen und dann hängte er sich an seine Mutter mit einer Zärtlichkeit, die einen Anstrich von halb drolliger, halb rührender Ritterlichkeit hatte. Der schlanke, kräftige Knabe war Wilhelm entschieden sympathisch.

Aber im Laufe des Nachmittags kam noch ein

drittes Kind angerückt, ein etwa vierjähriger, wunderschöner brauner Junge mit trotzigen schwarzen Augen und langen Rabenlocken, den eine Dienerin zu Pilar führte, damit er die Mama umarme.

Wilhelm war sehr überrascht. „Drei? Das hast du mir nie gesagt", flüsterte er.

„Das ist der kleine Manuel, mein süßer, kleiner Manuelito," antwortete sie leise und drückte ihr Antlitz auf die schwarzen Locken des Kindes, um Wilhelm nicht ansehen zu müssen. Sie bedeckte den kleinen Manuelito mit stürmischen Küssen und schob ihn dann sanft zu Wilhelm hin, in welchem die widersprechendsten Gefühle einander bekämpften. Es war unmöglich, diesem reizenden Knirps mit dem dunkeln, wie von Bronzino gemalten Gesichtchen nicht gut zu sein, und doch muthete er ihn wie ein lebendiger Verrath an. Wie hatte sie so hinterhältig sein, wie hatte sie verschweigen können daß ihr Verhältniß zu dem Diplomaten mit dem Modebild-Gesichte nicht ohne Folgen geblieben war! Er machte eine Bewegung, als wollte er sich von dem befangen vor ihm stehenden und ihn anstarrenden Knaben zurückziehen, aber schon im nächsten Augenblick trug seine natürliche Kinderliebe den Sieg davon und er drückte das süße Kerlchen an seine Brust.

„Ein so schönes Kind," sagte er, „und so klein!

Und das noch so sehr der Mutter bedarf! Warum behältst du es nicht bei dir?"

„Es ist bei einer Schwester seines Vaters," antwortete sie tonlos.

„Und du hast es weggegeben?"

„Sein Vater hat es mir nicht lassen wollen. Und ich konnte mich nicht widersetzen, denn — es ist nicht als mein Kind eingetragen und führt nicht meinen Namen."

Die Vergangenheit, vor der Wilhelm und Pilar bisher die Augen verschlossen, trat ihnen an diesem Nachmittag zum erstenmal in unabweisbarer Leibhaftigkeit entgegen. Dahin, der künstliche Traum von einer Liebe, die so alt war wie das Leben selbst, dahin, die poetische Selbsttäuschung, daß man in den Honigmonden eines jungen, reinen Herzensbundes lebe. Da erzählten drei Kinder einen Lebensroman Pilars, in welchem Wilhelm ein Fremder war, und die Abschnitte dieses Romans trugen verschiedene Namen wie die Kinder auch.

Pilar fühlte Wilhelm sehr wol nach, was er beim Anblick der Kinder empfand. Sie ließ dieselben nie mehr ins Haus kommen, sondern sah sie von da an in ihren Pensionen. Wilhelm merkte das natürlich bald und brachte die Sache zart zur Sprache. Die Kinder kamen gewiß gern nach dem Boulevard Pereire

und es that ihm leid, daß ihnen um seinetwillen dieses Vergnügen versagt sein sollte. Pilar bat ihn aber, darauf nicht wieder zurückzukommen. Er sei ihr theurer als ihre Kinder und es gebe nichts, was sie nicht thun würde, um ihm auch nur einen Augenblick peinlicher Empfindung zu ersparen.

Der erste Besucher, den Wilhelm bei Pilar sah, war ein kleiner, kugelrunder Herr mit glattrasirtem Gesichte und einer Rosette im Knopfloche, die aus wenigstens zehn verschiedenfarbigen Bändchen zusammengesetzt war. Er hatte das Vorrecht, zu jeder Tageszeit kommen zu dürfen und ins Boudoir eingeführt zu werden. Er wurde Wilhelm als Don Antonio Zorra vorgestellt und Pilar erklärte ihm später, Don Antonio sei Rechtsanwalt, ein alter Freund ihrer Familie und besorge ihre Vermögensangelegenheiten. Sie hatte eine Zeit lang täglich lange Berathungen mit ihm, zu denen Wilhelm nicht gebeten wurde. War er gegangen, so kam sie mit vielsagender und geheimnißvoller Miene zu Wilhelm und erwartete offenbar, daß er zu wissen verlange, was das Köpfezusammenstecken bedeute. Da er aber durchaus keine Neugierde an den Tag legte, wurde sie endlich ungeduldig und fragte mit gezwungenem Lachen:

„Bist du denn gar nicht eifersüchtig, du fischblütiger Deutscher?“

„Eifersüchtig? Nein. Das bin ich wirklich nicht. Du gibst mir übrigens keine Ursache dazu.“

„So? Und meine Konferenzen mit Don Antonio?“

„O! Don Antonio!“ lächelte Wilhelm.

„Du hast Recht, du süßer Mensch, aber es ärgert mich, daß du nicht wissen willst, was ich mit ihm koche. Du nimmst an meinen Angelegenheiten nicht genug Antheil.“

„Du hast mir ja gesagt, daß Don Antonio deine Geldgeschäfte besorgt.“

„Nun denn, nein, es sind diesmal nicht Geldgeschäfte. Ich wollte dir eine Ueberraschung bereiten.“ Sie setzte sich ihm auf den Schoß und ihre Wange an die seine lehnend flüsterte sie: „Ich habe versucht, mich in Belgien naturalisiren zu lassen und dann als Belgierin meine Scheidung vom Grafen Pozaldez zu erlangen. So hätte ich auch vor dem Gesetze deine Frau werden können.“

Er sah sie mit einer Miene an, die vielleicht eher unruhiges Erstaunen als Freude ausdrückte, und sie schloß mit einem Seufzer: „Don Antonio erklärte mir jedoch eben, daß ich diesen schönen Traum aufgeben müsse. Er sei nicht zu verwirklichen.“

Er küßte sie auf Stirn und Mund und streichelte ihr das seidene Haar. Sie ließ den Kopf auf seiner Schulter ruhen und dachte schweigend nach. Dann stand

sie auf, ging einigemal im Zimmer auf und ab, setzte sich schließlich auf einen Schemel zu Wilhelms Füßen und sagte: „Aber etwas muß ich thun, um dich an mich zu fesseln. Ich bin nicht ruhig, so lange es nicht etwas Geschriebenes, etwas Gesetzliches gibt, was dich mit mir verknüpft. Ich will mein Testament ändern und dir darin den Platz anweisen, den du in meinem Leben einnimmst."

„Pilar", rief Wilhelm, „wenn du mich lieb hast und wenn du willst, daß wir einander bleiben, was wir sind, dann nie wieder ein ähnliches Wort. Sollte ich jemals erfahren, daß du mich in deinem Testamente bedacht hast, so ist Alles zwischen uns zu Ende." Als sie betrübt den Kopf sinken ließ, fuhr er milder fort: „Dörflings letzter Wille hat mir wahrlich nicht so viel Glück gebracht, daß ich wünschen sollte, nochmals eine Erbschaft zu machen."

Der Gedanke, den sie ausgedrückt hatte, verließ jedoch Pilar nicht. Es sollte ein Schriftstück, eine Rechtsurkunde mit Stempeln und Siegeln vorhanden sein, welches bezeugte, daß Wilhelm ihr gehörte. Dieser Wunsch gewann die Macht eines Aberglaubens über ihre Einbildungskraft und sie ruhte nicht, ehe sie ihn befriedigt hatte.

Eines Vormittags sahen die Bewohner des Hauses auf dem Boulevard Pereire drei Wagen vorfahren, aus

denen acht Personen stiegen. Ein wolgekleideter Herr klingelte, stellte seine sieben Begleiter im Flur auf und verlangte, zur Gräfin geführt zu werden. Sie hatte ihn erwartet und empfing ihn im rothen Salon. Nach einer kurzen Unterhaltung ging sie mit ihm in den gelben Salon hinunter, wohin ihr auf ihre Bitte auch Wilhelm folgte. Der Besucher war der spanische Konsul in Paris. Er brachte ein metallnes Kästchen mit Perlmutter-Verzierung zum Vorschein, brach ein angelegtes Siegel, sperrte mit einem kleinen silbernen Schlüssel das Schloß auf, nahm ein Schriftstück in einem Umschlage heraus, das er Pilar geschlossen überreichte. Jetzt öffnete er die Thüre und ließ seine Begleiter eintreten. Sie kamen im Gänsemarsch herein und reihten sich schweigend die Wand entlang. Es waren magere Männer in großen spanischen Radmänteln von brauner und flaschengrüner Farbe, mit schadhaftem Schuhwerk und fettglänzenden, unförmlichen Hüten in den unbehandschuhten Händen. Ihre Haltung war so würdevoll wie die eines Ordenskapitels und ihre ernsthaften Gesichter waren mit einem Ausdruck feierlicher Sammlung auf die Gräfin gerichtet, welche mit nervöser Hast an den Fuß des ihr übergebenen Schriftstücks einige Zeilen schrieb, sie drei- oder viermal überlas, einzelne Worte änderte, dann das Papier wieder faltete und in den Umschlag schob, den sie dem Konsul zu-

rückgab. Er versiegelte ihn mit ihrem Petschaft und schrieb etwas darauf, dann traten die sieben Männer einzeln an den Tisch heran und setzten höchst ernsthaft und bedächtig ihre Unterschrift auf den Umschlag. Das Kästchen wurde wieder versperrt und versiegelt und die ganze Versammlung entfernte sich mit zeremoniösem Gruße, nicht ohne im Salon einen durchdringenden Knoblauchduft zurückzulassen, den man noch am andern Tage spürte.

Als Pilar mit Wilhelm allein war, fragte sie: „Du willst wol wissen, was das Alles bedeutet?"

„Allerdings."

„Wir haben in Spanien sogenannte mystische Testamente, deren Inhalt geheim gehalten werden kann. Sie sind giltig, wenn eine Amtsperson und sieben Zeugen auf dem Umschlag bestätigen, daß es in ihrem Beisein eigenhändig geschrieben oder geändert wurde. Ich habe heute meinem mystischen Testament etwas angefügt."

Er machte eine Bewegung, sie ließ ihn aber nicht zu Worte kommen. „Fürchte nichts, ich habe deinem Willen nicht zuwidergehandelt und deinen Stolz nicht verletzt. Wir haben auf unserer Vega de Henares in Altcastilien ein Familien-Begräbniß, wo meine Vorfahren seit dem sechzehnten Jahrhundert ruhen. Es ist das Renaissance-Mausoleum, dessen Bild du in deinem Zimmer hast. Der Marmorbau steht inmitten

eines Eichenwaldes unweit von einem kleinen Bache und es ist da kühl und still. Ich werde einst da begraben werden, wo immer ich auch sterbe. Und dir habe ich einen Platz neben mir gegeben. Versprich mir, Wilhelm, daß du ihn annimmst. Versprich mir, auch deinerseits anzuordnen, daß deine Reste einst nach unsrer Vega gebracht werden. Ich weiß nicht, ob ich dir im Leben als Gattin werde angehören dürfen, aber im Tode will ich dich ewig bei mir haben. Gewähre mir diesen Trost, gib mir deine Hand darauf."

Aus den braunen Augen quollen ihr langsam große Tropfen und es war ihr sichtlich so heilig ernst zu Muthe, daß Wilhelm es nicht über sich gewann, ihren wunderlich empfindsamen Einfall zu belächeln. Er schloß sie mit schweigender Rührung in seine Arme.

4.

Tannhäusers Flucht.

„Allein mit dir in dem großen Paris wie auf einer Insel im Weltmeere! Mitten in der Menge, doch ohne Verbindung mit ihr, Zuschauer ihres unterhaltlichen Treibens, doch von ihr unbemerkt! Du allein meine Welt und ich die deine, welch ein wundersüßer Traum!" So schwärmte Pilar, wenn sie bei trockenem Wetter dicht verschleiert am Arme Wilhelms durch die wimmelnden Straßen dahinging, und sie suchte diesen schönen Traum nach Möglichkeit zu verlängern. Sie machte keine Besuche, lud Niemand ein, scheute jedes bekannte Gesicht. Durch den Konsul und Don Antonio erfuhr man indeß in ihrem engeren Freundeskreise allmälig dennoch, daß sie wieder in Paris sei, und das kleine Haus auf dem Boulevard Pereire begann Gäste zu sehen, die sich nicht abweisen ließen. Mit der ihr eigenthümlichen Beweglichkeit des Geistes fand sich Pilar sofort mit der neuen Sachlage ab und trachtete, sie

günstig zu wenden. Es wäre freilich angenehmer gewesen, meinte sie zu Wilhelm, sie hätten in ihrer köstlichen Vereinsamung länger verharren können, aber früher oder später mußte der Verkehr doch wieder aufgenommen werden und so war es das beste, er machte bald die nothwendigen Bekanntschaften. „Sei unbesorgt," fügte sie hinzu, „ich muthe dir nicht zu, zu all den Papageien und Pavianen in Beziehung zu treten, die hier seit Jahren um mich schwatzen und gestikuliren. Du sollst nur auserlesene Leute kennen lernen, die mich lieben und bei denen du Freundschaft und Würdigung finden wirst."

Und so begann denn der Vorübermarsch der auserlesenen Leute, von denen die Meisten zur Mittag- oder Abendmahlzeit geladen wurden. Wilhelm sah Menschen-Erscheinungen, die ihn sehr fremd anmutheten und ihn im Ganzen wenig erbauten. Pilar hatte eine kleine Schwäche: nach ihrer Darstellung war jeder ihrer näheren Bekannten ein außergewöhnlicher, merkwürdiger Charakter, an dem sie die seltensten Eigenschaften zu rühmen wußte. Das war ihr Snobismus, der einzige, den man an ihr entdecken konnte. Sie kündigte einen alten spanischen General als eine antike Heldenseele, als eine der großen Gestalten der Kriegsgeschichte unserer Zeit an, und es trat ein kleiner alter Mann auf, der mit den übereilten kurzen Schleichschritten eines Gelähmten,

welcher den Fuß nicht vom Boden abheben kann, heranschlitterte, mit Gestammel nichtssagende Reden führte, einen goldenen Kneifer nicht auf der Nasenspitze erhalten konnte und, als ihm gesagt wurde, daß Wilhelm im 1870 er Kriege mitgekämpft habe, offen gestand, daß er selbst zwar schöne Paraden kommandirt, aber nie einem Feinde gegenüber gestanden habe. Ein andermal sollte ein großer Denker erscheinen, ein tiefer Geist, an dem Wilhelm seine Freude haben werde, ein genauer Kenner der deutschen Philosophie und ein Charakter von wunderbarer Unabhängigkeit. Was Wilhelm wirklich sah, das war ein sehr nachlässig gekleideter blatternarbiger Mann mit hochmüthiger Miene, der ununterbrochen Zigaretten rauchte, ein hartnäckiges Schweigen beobachtete, hinter welchem man allerdings die tiefsinnigsten Gedanken vermuthen konnte, wenn man wollte, und auf einen Versuch Pilars, ihn zu einem Gespräche über deutsche Philosophie anzuregen, mit dem Ausspruche antwortete: „Ich liebe Kant nicht, er hatte keine republikanische Seele.“ Ein Mann, dessen Witz berühmt sein sollte, machte so erbärmliche Wortspiele, daß Pilar nach seinem Weggehen selbst zugeben mußte, er habe einen überraschend schwachen Tag gehabt. Ein gräfliches Mitglied des Jockey-Clubs, „ein wahrhaft vornehmes Wesen,“ — wenn Pilar Jemand besonders rühmen wollte, so nannte sie ihn „ein Wesen“ — „und nicht so oberflächlich wie die

meisten seiner Standesgenossen", sprach zwei Stunden lang von den bevorstehenden Wahlen im Jockey und von dem Versuch, das Tragen von Armbändern zu einer Herrenmode zu machen. Eine einzige Figur aus dieser Galerie wirkte auf Wilhelm günstig. Es war ein in Frankreich naturalisirter Catalane, der an einem Pariser Lyceum als Professor angestellt war. Er hatte einfache, gewinnende Manieren, sprach und blickte klug und kam Wilhelm mit Wärme entgegen. Er sollte erst später erfahren, daß dieser liebenswürdige, offene, allzeit gut gelaunte Gesellschafter Pilar und ihrem Kreise gegenüber die hämischsten und zum Theil ehrenrührigsten Aeußerungen über ihn machte.

Eines Nachmittags kündigte Anne „den brustkranken Dichter an, der um die Erlaubniß bitte, der Frau Gräfin seine Aufwartung zu machen." Ohne Zweifel wieder ein großer Mann, dachte Wilhelm mit leidvoller Ergebung. Zu seiner Verwunderung sah er Pilar sehr roth werden und hörte sie mit Heftigkeit rufen: „Ich bin nicht zu sprechen."

Anne ging und kam gleich wieder zurück: „Er fragt," berichtete sie in einem Tone, hinter dessen unvollkommen geheuchelter Gleichgiltigkeit innige Befriedigung sich verrieth, „womit er die Ungnade der Frau Gräfin verdient habe und was es bedeute, daß man ihn wie einen Fremden behandle."

„Anne!“ rief Pilar mit zornbebender Stimme, „wie unterstehen Sie sich, mir derartige Worte zu wiederholen! Wenn der Mensch nicht augenblicklich geht, so befehlen Sie Don Pablo und Auguste das Nöthige.“

Die Kammerfrau entfernte sich und Pilar, ohne eine Frage Wilhelms abzuwarten, grollte: „Ein Mensch, mit dem ich Mitleid hatte, weil er ein armer Teufel, ein unbekannter Dichter, ein Todeskandidat ist, und nun diese unverschämte Zudringlichkeit! Aber dem setzt man sich aus, wenn man gutherzig ist.“

Wilhelm machte sich über diesen Zwischenfall keine Gedanken und hatte ihn fast vergessen, als an einem der nächsten Tage eine Freundin von Pilar, die Gräfin Cuerbo, zu Besuche kam. Sie war die Frau eines ungeheuer reichen spanischen Bankiers, dessen Hotel, Rennstall, Bildergalerie, Equipagen und Feste zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörten. Der hervorstechendste Charakterzug dieser Frau war eine niedrige Protzenhaftigkeit, wie man sie selbst bei Emporkömmlingen der Börse nicht oft antrifft. Man munkelte, sie sei einst in Sevilla Wäschermädchen oder Zigarren-Arbeiterin gewesen, doch war dies vielleicht Uebertreibung. So viel stand indeß fest, daß ihr Mann sehr klein angefangen und erst bei der Thronbesteigung des Königs Alfons den Grafentitel erhalten hatte, zum Lohne für finanzielle Dienste, die er bei der Wiederaufrichtung des

Königsthrons geleistet. Die Gräfin Cuerbo nun gab im Adelsstolz allen Granden erster Klasse zahlreiche Punkte vor. Sie verkehrte nur mit Personen, die Titel hatten, und suchte auf jede Weise die große Dame zu spielen. Sie erschien immer mit kostbaren Diamanten behängt und so schwerenötherisch geschminkt, daß sie einen Straßenauflauf erregt hätte, wenn sie zu Fuße über die Boulevards gegangen wäre. Sie war nicht häßlich, wußte aber vor Ziererei nicht, was sie mit sich anfangen solle und machte solche Grimassen, daß man sie nicht ansehen konnte. Auch dumm konnte man sie nicht nennen, sie hatte den Mutterwitz der Andalusierinen, und wenn sie spanisch redete, so gelangen ihr oft genug drollige Wendungen. Französisch sprach sie jedoch so, daß der Hörer Zahnschmerz bekam, und in der fremden Sprache verflüchtigte sich der Witz und es blieb nur die Gemeinheit. Sie war der Schrecken ihrer Freundinen, denn sie hielt äußerste Freiheit der Rede für ein Merkmal und Vorrecht der Vornehmheit und glaubte wahrhaft aristokratisch zu sein, wenn sie, wie über ihre eigenen, recht zahlreichen galanten Abenteuer, so über die ihrer Bekannten in deren Gegenwart ohne jede Rücksicht sprach. Ihre Taktlosigkeiten hatten schon manches Unheil angerichtet, sie blieb jedoch trotz wiederholter empfindlicher Zurechtweisungen, ja schwerer Beleidigungen unverbesserlich.

Gleich bei ihrem Eintritt bekam Wilhelm eine Probe ihrer Eigenart. Anne meldete die Gräfin Cuerbo, Wilhelm stand auf und wollte Pilar allein lassen, die Besucherin war aber der Kammerfrau auf dem Fuße gefolgt, segelte geräuschvoll in den rothen Salon ein und rief, während sie Pilar umarmte, mit überlauter Stimme und ihrer gräßlichen spanischen Aussprache: „Das ist wol Ihr deutscher Freund, von dem man so viel spricht? Ach, bitte, gehen Sie nicht fort, ich bin so neugierig Sie kennen zu lernen."

Wilhelm blieb sprachlos. Solche Unverfrorenheit war ihm denn doch noch nicht vorgekommen. Pilar warf der Gräfin Cuerbo wüthende Blicke zu, sie kümmerte sich jedoch nicht darum, sondern musterte Wilhelm frech durch ihr goldenes Lorgnon und fuhr pöbelhaft lachend fort: „Der General Baron hat mir schon von Ihnen erzählt und Sie mir geschildert. Sie gefallen ihm sehr gut und ich finde, er hat wirklich Recht."

Pilar verlor die Geduld. „Madame", sagte sie mit außerordentlicher Trockenheit, „wenn Herr Doctor Eynhardt sich durch Ihre überraschende Familiarität geehrt fühlen will, so ist das seine Sache. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich sie seltsam finde."

„O, liebe Gräfin," antwortete die Zurechtgewiesene, ohne im Geringsten aus dem Gleichgewicht zu kommen, „seien Sie nicht so streng gegen mich. Ich habe ja

keinerlei Absichten auf Ihren Freund und Zimperlichkeit ist mir gegenüber nicht angebracht. Damen unseres Standes haben wol nicht nöthig, sich in ihren Worten und Handlungen zur Verstellung zu zwingen wie kleine Gewürzkrämerinen."

Das war ja die Theorie, zu der Pilar sich selbst bekannte, und vor jeder andern Galerie hätte sie der Gräfin Cuerbo lächelnd Recht gegeben. Aber sie stellte sich vor, wie ein solcher Ton auf die ihr nun schon wolbekannte deutsche Spießbürgerlichkeit Wilhelms wirken mußte, und war über den Cynismus ihrer Besucherin empört.

„Madame", sagte sie noch eisiger als vorher, „Sie bringen mich zur Ansicht, daß man sich unter Umständen die kleinen Gewürzkrämerinen, die Sie so verachten, zum Muster nehmen könnte."

Diese Bemerkung, deren aristokratischen Hochmuth die Börsengräfin wol spürte, traf sie an ihrer empfindlichsten Stelle. Sie machte zwar eine Anstrengung, um zu lächeln, war aber unter ihrer Schminke fahl geworden und beschloß, den Stich sofort zurückzugeben.

„Seien Sie gut, liebste Gräfin", sagte sie, „ich habe ja gescherzt und Sie wissen am Besten, daß wir Andalusierinen die Worte nicht auf die Goldwage legen. Aber was ich sagen wollte: Ihr französischer Dichter, Sie wissen, der von vor der Badereise, ist außer sich.

Es scheint, daß Sie ihm den Laufpaß gegeben haben. Er kommt nun jeden Tag zu mir gerannt und fleht mich an, seine Fürsprecherin bei Ihnen zu sein, er will seinen glücklichen Nachfolger fordern und was weiß ich was noch für Dummheiten."

Jetzt war Pilar sehr bleich geworden. Sie sprang von ihrem Armstuhl auf und rief mit bebender Stimme: „Soll ich dem Handwerk, das Sie da treiben, einen Namen geben?"

„Ist nicht nöthig", erwiderte die Besucherin seelenvergnügt, indem sie sich gleichfalls erhob. „Ich sehe, daß Sie heute Ihre Nerven haben, liebste Gräfin, und so komme ich lieber ein andermal wieder."

Und damit rauschte sie zur Thüre hinaus, im Abgehen Wilhelm mit einem anstößig kameradschaftlichen Kopfnicken grüßend. Der grinsenden Anne, die sie zu ihrem Wagen geleitete, sagte sie unten im Flur: „Na, das sieht sich ja ernst an. Diesmal hat es die Gräfin bis über den Kopf. Aber er ist auch viel hübscher als die übrigen, das ist richtig."

„Die Larve ist nicht Alles", erwiderte Anne mit Spruchweisheit und ihr geringschätziges Achselzucken drückte genügend deutlich aus, daß sie den Geschmack ihrer Herrin nicht theilte.

Oben war Pilar, als die Gräfin Cuerbo verschwun=

den war, zu Wilhelm geeilt und hatte ihr Antlitz an seiner Brust verborgen.

Wilhelm drängte sie sanft zurück und sagte trüb: „Ich habe kein Recht, dir einen Vorwurf zu machen, höchstens den, daß du nicht aufrichtig gewesen bist, obwol du dich deiner Wahrhaftigkeit rühmtest.“

„Wilhelm“, flehte sie und erfaßte seine Hand mit ihren beiden Händen, „verurtheile mich nicht vorschnell. Ich könnte mich entschuldigen, ich könnte leugnen, aber dazu bin ich nicht fähig. Als ich dir mein Leben erzählte, glaubte ich ehrlich, daß meine Beichte vollständig sei. Du schüttelst das Haupt? Es ist doch so, ich schwöre es dir. Dieser Mensch war mir vollständig aus dem Gedächtniß geschwunden. Ich habe ihn ja nie geliebt! Es war eine Kinderei, hauptsächlich Mitleid, ein klein wenig die Laune einer einsamen Frau, die sich langweilt. Das Herz hatte nicht den geringsten Antheil daran. Er war von den Aerzten aufgegeben, man glaubte jeden Tag, er werde sterben, man gibt sich einem solchen Menschen, wie man ihm eine Tasse Tisane reichen würde: es ist ein Samariterwerk.“

„Deine Vertheidigung“, sagte er düster, indem er sich von ihr losmachte, „ist schrecklicher als jede Anklage, die ich gegen dich erheben könnte. Du hast ihn nie geliebt? Dein Herz hatte keinen Antheil an dieser Spielerei? Das macht die Sache um so häßlicher,

das macht sie unverzeihlich. Liebe allein könnte einen solchen Fehltritt einigermaßen mildern."

Er wollte den Salon verlassen, sie klammerte sich jedoch an ihn fest und sprach mit einer Stimme, welche Angst und Aufregung fast erstickte: „Du hast Recht, mein einziger Wilhelm, du hast Recht, aber verzeihe. Verzeihe mir um meiner Liebe willen. Das ist ja die Vergangenheit. Und die ist begraben — für immer begraben. Ich kann es jetzt selbst nicht glauben, daß all das kein abscheulicher Traum ist, daß es die Wirklichkeit sein soll. Das bin nicht ich gewesen, es war eine Andere, eine Fremde, die ich nicht kenne, mit der ich nichts gemein habe. Ich habe damals nicht gelebt, ich lebe erst, seit du mein bist. O warum bist du so spät gekommen!" Und ihre leidenschaftlich wirre Rede ging in ein herzbrechendes Schluchzen über.

Er konnte nicht anders als Mitleid mit ihr empfinden. War es vernünftig, war es zulässig, in ihrer Vergangenheit zu wühlen? Durfte er sie für Handlungen zur Rechenschaft ziehen, die keine Schuld gegen ihn bildeten? Jetzt war sie gut und rein. Ihm hatte sie die Treue nicht gebrochen, nicht einmal in Gedanken, da sie in der ganzen Welt nur noch ihn sah. Er reichte ihr also die Hand und sagte: „Ich will vergessen, was ich heute gehört habe. Und sprechen wir nie wieder von dem, was gewesen ist."

Sein Versprechen war aufrichtig gemeint. Er wollte in der That vergessen. Aber das Gedächtniß ist dem Willen nicht unterthan. So oft er ihn auch verscheuchte, der brustkranke Dichter trat immer wieder vor sein geistiges Auge und der Diplomat mit dem nichtssagend hübschen Gesichte, dessen Bildniß verschwunden war, ebenfalls, und noch andere Gestalten, schattenhafter, unbestimmter als diese beiden, aber nicht minder beunruhigend. Er lernte die Qualen jener marterndsten Form der Eifersucht kennen, der Eifersucht auf die Vergangenheit, gegen die man nicht kämpfen kann, die nicht zu ändern ist und deren ewige Unbeweglichkeit die Verzweiflung eines rastlos suchenden und bei jeder neuen Entdeckung aufschreienden Herzens verhöhnt. Seine Einbildungskraft reiste beständig zwischen dem Pastellbilde eines holden Kindes im gelben Salon und dem neuen Ebenholzbette mit Elfenbein-Darstellungen im Schlafzimmer hin und her und sah oder errieth zwischen diesen beiden Endpunkten Dinge, vor denen er schauderte.

So traf ihn die Neujahrsnacht in düsterer Stimmung und der Brief, den er Schrötter schrieb, drückte noch viel tiefere Entmuthigung aus als ein Jahr vorher. Er hatte dem Freunde seit dem Aulter Tischgespräch über den Esel nie mehr von Pilar erzählt und mit keiner Silbe der Verhältnisse gedacht, unter

denen er seit Mitte August lebte. Bekenntnisse hätten ihn eine Ueberwindung gekostet, zu der er selbst in seiner Freundschaft für Schrötter nicht die erforderliche Kraft fand. Er wußte, daß Schrötters Sittlichkeit weder engherzig noch pharisäisch war, daß er die Tugend nicht in der äußerlichen Beachtung gesellschaftlicher Vorschriften, sondern in selbstloser Nächstenliebe und Pflichttreue sah. Es wäre ihm auch eine unendliche Erleichterung gewesen, wenn er sein Herz vor ihm hätte ausschütten, ihn zum Zeugen seines schwülen Liebesglücks und seiner Seelenkämpfe hätte machen können. Allein eine Schamhaftigkeit, die wol nur eine Folge seiner Unzufriedenheit mit den unlauteren Nebenumständen seines Herzens-Abenteuers war, hielt ihn immer von Mittheilungen ab. Er machte auch jetzt keine, sondern klagte nur im Allgemeinen über die Leere seines Lebens, an das ihn kein Wunsch und keine Hoffnung mehr knüpfe, besonders aber darüber, daß er keinerlei Zukunft habe und nur mit innerem Grauen an die Inhaltlosigkeit des nächsten Tages denke.

Schrötters Antwort war wie immer voll zärtlicher Freundschaft und weisen Zuspruchs. Er wies ihn wegen seiner Muthlosigkeit milde zurecht und fuhr dann fort: „Sie haben keine Zukunft! Im Munde eines Denkers überrascht mich ein solches Wort. Wer kann denn überhaupt sagen, daß er eine Zukunft hat? Eine Zukunft

haben heißt einfach, etwas wünschen, nach etwas streben, sich etwas vorsetzen. Das, was man die Zukunft eines Menschen nennt, liegt nicht außer ihm, sondern in ihm. Bemerken Sie, daß die Ereignisse fast niemals unseren Erwartungen entsprechen und daß die Pläne, an deren Verwirklichung wir am eifrigsten arbeiten, kaum jemals ausgeführt werden. Und dennoch glauben wir alle die Zeit hindurch, während wir Pläne schmieden, eine Zukunft zu haben. Die Natur gestattet uns keinen Ausblick in die Zeit. Vor unseren Augen erhebt sich eine Mauer, die uns das Kommende verbirgt. Da uns die trostlose Kahlheit dieser Mauer unerträglich ist, so bemalen wir sie mit künstlichen Fernsichten. Das ist das, was oberflächliche Geister die Zukunft nennen. Solche Bilder an die Wand zu malen liegt in Jedermanns Hand und wer über die Kahlheit dieser Wand jammert, der klagt nur die Trägheit seiner eigenen Einbildungskraft an. Wünschen Sie etwas! Gleichgiltig was. Je höher, je unerreichbarer es ist, um so besser. Wenn Sie innig wünschen, so fühlen Sie sich leben und Ihr Wunsch ist Ihre Zukunft. Ihr Unglück, mein Freund, ist, daß Sie nicht um das tägliche Brod zu kämpfen brauchen. Renten zu haben ist nur für den ein Segen, dem die kleinlichen und äußerlichen Befriedigungen des Lebens wichtig genug scheinen, um zu ihrer Erlangung Anstrengungen zu machen. Sie sind weise genug, sich aus

dem, was die Menschen Ihnen geben können, nichts zu machen. Sie sind weder eitel noch ehrgeizig. Sie üben also Ihre Kräfte nicht im Ringen um Stellung, Anerkennung, Ehren und Ruhm. Andererseits brauchen Sie sich auch um die Befriedigung der nackten Lebensbedürfnisse nicht zu bemühen und damit ist Ihnen wieder eine Gelegenheit zur Bethätigung Ihrer Kräfte genommen. Sie haben aber nun einmal organische Kräfte und deren Brachliegen empfinden Sie natürlich als Leiden. Heilung oder doch Besserung verspricht Ihnen nur die Arbeit. Darum, wenn Sie nicht selbst Willenskraft genug haben, sich eine Arbeitspflicht aufzuerlegen, will ich Ihnen mit meinem Willen beispringen. Ich fordere also von Ihnen, ich befehle Ihnen, daß Sie Ihre „Geschichte der menschlichen Unwissenheit", von der ich schon seit Monaten nichts höre, entschlossen weiterführen und mir bis zum Ende dieses Jahres mindestens ihren ersten Band druckfertig zeigen."

Wilhelm klammerte sich an diesen Rath, den ihm sein Freund in der paradoxalen Form eines Befehls ertheilte. Er nahm seine Bücher und Hefte wieder vor und begann die Vormittage der Arbeit zu widmen. Pilar sah das mit Freude. Sie war viel zu klug, um nicht zu wissen, daß Honigmonde nicht ewig dauern können, und wenn sie auch überzeugt war, daß sie für ihre Person nie etwas Anderes wünschen würde als

immer nur mit Wilhelm beisammen zu sein, endlos über sich und ihn zu plaudern, zu küssen und zu kosen, so begriff sie doch, daß das dem an allgemeinere Thätigkeit gewöhnten Manne nicht genüge. Sie hatte mit Unruhe dem Augenblicke entgegengesehen, da die bloße Liebeständelei ihn nicht mehr befriedigen und er anfangen würde, sich zu langweilen und eine Abwechselung zu wünschen. Sie hatte scharf aufgepaßt, um den Eintritt dieses gefährlichen Augenblickes rechtzeitig wahrzunehmen, um in ihrem fruchtbaren Geiste gleich irgend Etwas zu finden, was ihn von Neuem beschäftigt hätte. Jetzt war ihr diese Mühe erspart. Er sorgte selbst für eine passende Ausfüllung seiner Tage. Um so besser! Er hatte sich also in die ihm bereiteten Verhältnisse gefunden. Er sah sie nicht mehr als einen vorübergehenden Zustand an, sondern suchte sich in ihnen für die Dauer einzurichten, ein endgiltiges Normal-Leben in ihnen zu führen.

Diese Wahrnehmung nahm ihr eine schwere Last vom Herzen und gab ihr einen innern Frieden, den sie seit ihrer Rückkehr nach Paris noch nicht gekannt hatte. Auch sie trat nun aus ihrer bisherigen Zurückgezogenheit heraus und nahm wieder ihre gewohnte Lebensweise auf. Sie erfüllte ihre gesellschaftlichen Pflichten, gab auch den loseren Beziehungen das vom Herkommen vorgeschriebene Maß der Pflege und machte und empfing

gleichgiltige Besuche, von denen Wilhelm fernbleiben durfte. Ende Januar fand der erste Ball auf der spanischen Botschaft statt, zu dem Pilars ganzer Bekanntenkreis geladen war. Da konnte sie, so schien es ihr, nicht fernbleiben, ohne unnützes Gerede zu veranlassen. Sie traf also die nöthigen Vorbereitungen zum Besuche dieses Festes. Einem Rubinen- und Brillanten-Diadem wurde eine andere Fassung gegeben, in wiederholten Konferenzen mit dem großen Schneider eine sensationelle Robe gedichtet, für lange Arm-Handschuhe ein Zahlperlen-Stickmuster gewählt. Don Pablo galoppirte von früh bis Abend wie ein Postgaul, vor dem Hausthore hielten fortwährend die stolz bespannten Reklame-Wagen der Mode-Bazare, deren livrirte Leute unzählige Packete abgaben, es war ein beständiges Kommen und Gehen von Boten, Geschäftsleuten und Arbeiterinen, aber Wilhelm merkte nichts von Alledem und Pilar sprach ihm nicht von solchen eiteln Dingen. Erst am Balltage übergab sie ihm die Einladungskarte auf seinen Namen, die sie auf der Botschaft für ihn verlangt hatte, und fragte zur Vorsicht: „Du hast doch Alles, was du brauchst?“

Wilhelm warf einen Blick auf die glacirte Rosakarte und sagte: „Aber Pilar, kennst du mich so wenig?“

„Ich weiß, daß du derartige banale Feste nicht

liebst," erwiderte sie schmeichelnd, „aber ich dachte, mir zu Liebe würdest du mitkommen."

„Du gehst also?" fragte er.

„Ich muß wol," antwortete sie, „man weiß, daß ich in Paris bin, und ich möchte vermeiden, daß man über mein Nichterscheinen allerlei Bemerkungen mache."

„Du hast Recht," sagte Wilhelm, „aber du wirst ohne mich gehen müssen."

Sie drang in ihn. „Sei doch kein Bär. Sieh, es wird dich interessiren, diese Seite des Pariser Lebens kennen zu lernen. Ich sage ja nicht, daß du es öfter thun sollst, aber einmal mußt du es dir ansehen. Und dann, du bist nun schon über ein Vierteljahr in Paris und kennst noch keinen einzigen wirklichen Pariser. Da ist nun eine Gelegenheit, mit Künstlern, Schriftstellern, Akademikern, Senatoren zusammenzukommen. Es sind unter ihnen bedeutende Menschen, mit denen eine Unterhaltung lohnt."

„Ich danke dir," erwiderte er, indem er ihr die Hand küßte, „aber ich bitte dich, gib dir keine Mühe. Gewiß, es sind in Paris viele Leute, die ich gern kennen würde, aber gerade diese Leute gehen schwerlich auf Botschaftsbälle. Und wenn auch, mit einer oberflächlichen Vorstellung und einem Austausch etlicher nichtssagender Phrasen wäre mir nicht gedient. Gehe du ruhig auf deinen Ball und lasse mich zu Hause."

Pilar gab es seufzend auf, ihn zu überreden, und empfing den eben angemeldeten Juwelier, der den umgearbeiteten Kopfschmuck, ein Wunderwerk von Zartheit, Geschmack und Reichthum, ablieferte.

Nachmittags erschien Monsieur Martin, der Fürst der Pariser Coiffeure, um ihr den Kopf für den Ball zu komponiren. Es war ein kleiner Mann mit glattrasirter Oberlippe und Cotelettes wie ein Advokat. Er trug einen schwarzen Leibrock von strengem Schnitt, bis oben zugeknöpft und mit einer Ordensrosette im Knopfloch. In der Plastron-Kravatte von zarter Farbe steckte eine Nadel, deren Kopf ein prachtvolles Katzenauge bildete. Lackstiefel und Glacéhandschuhe vervollständigten die tadellose Erscheinung dieses Gentleman, in dem man eher einen Minister als einen Haarkräusler vermuthet hätte. Ein Diener in Livree trug ihm ein silberbeschlagenes Maroquin-Kästchen nach, das er ihm erst an der Thüre des Boudoirs aus der Hand nahm, um es eigenhändig auf das Rosenholz-Tischchen zu stellen.

Nach den sehr zeremoniösen Begrüßungen zog er die Handschuhe aus, setzte sich in einen Fauteuil am Kamin und ließ sich von der Gräfin auseinandersetzen, wie sie am Abend aussehen werde. Er hörte zu, indem er die Stirn mit leidvoller Aufmerksamkeit in die Hand stützte und die Augen schloß. Nach einigem Nachdenken rief er: „Wo ist das Diadem?“

Pilar setzte den Schmuck vor ihn auf das Tischchen.

Er betrachtete es aufmerksam, dann murmelte er: „Gut, sehr gut. Aber nun müßte ich die Robe sehen."

„Monsieur Martin," entgegnete Pilar vorwurfsvoll, „muß ich Ihnen erst sagen, daß mein Schneider sich viel zu sehr achtet, als daß er seine Schöpfung vor dem letzten Augenblicke abliefern sollte?"

„Es ist immer dieselbe Geschichte," seufzte er tief schmerzlich. „Ich soll der Frau Gräfin einen Kopf machen und der Kopf soll zum Ganzen stimmen und man zeigt mir die Robe nicht."

„Ich habe Ihnen ja die allgemeine Idee der Robe gegeben."

„Die allgemeine Idee! Die allgemeine Idee! Glauben die Frau Gräfin, daß das genügt?"

„Einem Künstler wie Sie, Monsieur Martin."

„Jawol! Einem Künstler wie ich! Für mich stehe ich gut. Aber weiß ich denn, ob der Schneider die Frau Gräfin richtig aufgefaßt hat? Ich kann der Frau Gräfin natürlich einen stylvollen Kopf machen, der vollkommen ihrem Charakter entspricht. Wie aber, wenn der Schneider sich geirrt hat? Wie, wenn die Robe keine Kleidung, sondern eine Verkleidung ist? Dann ist es natürlich mit der Harmonie vorbei."

Pilar beruhigte den schwerbetrübten Meister, und tauschte mit Wilhelm lustige Blicke aus. Sie hatte nämlich Monsieur Martin schon vorher Wilhelm als eine Pariser Merkwürdigkeit angekündigt und gefordert, daß er bei dessen Besuche anwesend sei.

Während Anne sie mit dem weißen Frisirmantel bekleidete, legte Monsieur Martin das ihm von der Kammerfrau gereichte Rüstzeug von Kämmen, Bürsten und Haarnadeln aus Schildplatt zurecht, fügte ihm aus seinem eigenen Kästchen zwei Handspiegel und eine Goldpuder-Schachtel hinzu und begann das wundervolle Haar der Gräfin zu lösen. Als es in weichen, goldenen Fluten über die Stuhllehne bis zum Boden hinabströmte, murmelte er mit den Fingern wiederholt durch diesen seidenen Wasserfall fahrend: „Welch ein Vließ, Frau Gräfin! Dazu muß man eine Spanierin sein“

Er begann nun flink zu strählen, bürsten, wickeln und stecken, glättete hier nieder, lockerte dort auf, streute Puder, streichelte die Stirnringeln, legte das Diadem an und trat dann einen Schritt zurück, um sein Werk zu übersehen. Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust. „Es ist nicht das! Es ist noch nicht das!“ jammerte er und wackelte schmerzlich mit dem Kopfe. Ich bekomme die Frau Gräfin unfertig zu sehen, Brenneisen und Einlagen soll ich auch nicht anwenden, und dabei der große Styl, blos ein Diadem, keine Blumen, keine

Federn, nein, es geht nicht." Er starrte sie lange an, dann rief er plötzlich: „Nein, es geht wirklich nicht." Und ehe es Pilar noch verhindern konnte, zog er rasch alle Haarnadeln wieder heraus, entfernte das Diadem und warf das Haarkunstwerk mit nervösen Fingern auseinander.

„Einen Kopf, den ich unterzeichne, kann ich so nicht aus den Händen lassen," sagte er. „Und doch brennt mir der Boden unter den Füßen. Es ist drei Uhr und ich habe noch nicht gefrühstückt."

„Armer Monsieur Martin!" rief Pilar. „Wollen Sie schnell etwas essen? Man wird Ihnen unten decken."

„Die Frau Gräfin sind zu gütig. Ich habe keine Zeit, mich gemächlich an einen Tisch zu setzen. Ich habe unten in meinem Wagen alles Nöthige und werde mich ein wenig stärken, während ich zur nächsten Klientin fahre."

„Haben Sie heute noch viel zu thun?"

Monsieur Martin zog ein kleines Notizbuch mit Elfenbeintafeln und Silber-Monogramm aus der Brusttasche und hielt es Pilar vor die Augen: „Nach der Frau Gräfin noch elf Köpfe!"

„Alles für den Botschaftsball?"

„Nein, Frau Gräfin, ich habe heute noch eine

Sauterie im Faubourg und einen Verlobungsabend in der amerikanischen Kolonie."

Während er sprach, war er nicht müßig geblieben. Die Frisur baute sich nach einem andern Plane von Neuem auf und jetzt schien Monsieur Martin mit seiner Schöpfung zufrieden. Er umschritt die lächelnd dasitzende Gräfin, bat sie dann, im Zimmer auf und ab zu gehen, rückte noch ein wenig an den Schläfen und am Hinterhaupt und sprach endlich: „Reizend! Bezaubernd! Jetzt ist der Charakter der Frau Gräfin richtig herausgearbeitet. Unser Kopf wird Erfolg haben."

Er entfernte sich nach erneuten umständlichen Begrüßungen, an der Boudoirthüre nahm ihm der Livree-Bediente sein Kästchen ab und trug es ihm über die Treppe nach und wenige Augenblicke später hörte man seinen Wagen auf dem Macadampflaster des Boulevard Pereire davonrollen.

„Das habt ihr in Berlin doch nicht", bemerkte Pilar lachend, als der feierliche Künstler gegangen war.

„Ich glaube nicht", erwiderte Wilhelm, „wenigstens nicht in den Kreisen, die ich kenne. Ich lache aber nicht über ihn, ich beneide ihn eher. Er nimmt sich ernst und kämmt mit ganzer Seele. Wol ihm!"

Es war etwa halb elf Abends, als Pilar in vollem Ballstaat vor Wilhelm, der im rothen Salon am Kamin

saß und las, hintrat und ihn fragte: „Wie gefalle ich dir?“

Sie trug eine lachsfarbene Robe aus ziselirtem Sammt mit Straußfedern-Aufputz und sehr langer Schleppe. Schultern und Büste traten wie aus rosigem Schaum aus einem schärpenförmig gefalteten dünnen Stoffe hervor, auf welchem in der Mitte der Brust und an beiden Oberarmen Brillanten blitzten. Dazu das Diadem im Haare, zwei Solitaires in den feinen Ohrläppchen, eine Doppelreihe großer Perlen um den Hals, ein Straußfedern-Fächer mit emaillirtem Goldgestell in der Hand — eine prachtvolle Erscheinung.

„Wunderschön“, sagte er, nachdem er sie betrachtet hatte, und streichelte ihr zärtlich das Kinn. Die Wangen getraute er sich nicht zu berühren, da er das Reispulver abzustreifen fürchtete. „Du siehst aber ohne Brillanten nicht weniger königlich aus.“

„Schmeichler! Hast du noch immer keine Lust mitzukommen? Geh, kleide dich rasch an.“

Er schüttelte blos lächelnd das Haupt.

„Aber bist du denn gar nicht eifersüchtig, wenn du mich allein auf einen Ball gehen siehst? Ich werde doch mit Männern plaudern, ich werde ihren Arm nehmen, mit ihnen tanzen, man wird mich ansehen, man wird mir den Hof machen, thut dir das nichts?“

„Nein, mein Herz, denn ich hoffe, daß es auch dir nichts thut.“

„Ja, darüber kannst du ruhig sein. Aber dennoch — ich in deinem Falle — ihr liebt eben anders als wir. Und nicht so gut wie wir“, fügte sie nach einer kleinen Pause mit einem Seufzer hinzu, als Anne mit dem Schwanenpelze erschien und meldete, daß der Wagen vorgefahren sei.

Einige Stunden später weckten brennende Küsse Wilhelm aus tiefem Schlafe. Er schlug verwirrt die Augen auf und sah, von hellem Lampenschein geblendet, Pilar wie in einer Wolke vor dem Bette stehen. Sie hielt ihren großen Blumenstrauß vom Balle in der einen Hand und zerpflückte mit der andern die Rosen und Gardenien, deren Blätter sie ihm über Kopf und Gesicht streute wie damals an den sonnigen Nachmittagen in St. Valery. Sie mußte dieses Spiel schon seit einer Weile getrieben haben, denn Kopfkissen und Decke lagen voll Blumen und sein Haar war mit ihnen beschneit. Erst als er von deren Geriesel ebensowenig wie von Pilars Eintritt und dem Lichte munter geworden war, hatte sie sich über ihn geneigt und ihn wachgeküßt.

„Siebenschläfer!“ rief sie ihm zu und ließ noch immer Blumenblätter auf seine verschwommen blickenden Augen regnen, „hast du wenigstens von mir geträumt?

„Der Wahrheit die Ehre," erwiderte er und setzte sich im Bette auf, „ich habe überhaupt nicht geträumt."

„Ich aber habe alle die Zeit an dich gedacht und mich so sehr nach dir gesehnt! Sieh her."

Sie nahm eine der Lampen vom Kamin, stellte sie auf den Nachttisch und hielt ihm ihre Tanzordnung vor die Augen. Die weißen Stellen waren mit Bleistift beschrieben und die gekritzelten Zeilen sahen aus als wären es Verse. Es waren in der That spanische Stegreif-Strophen im Stile der Jotas, welche heiße Liebe und leidenschaftliches Verlangen athmeten. Er hätte sie verstanden oder doch ihren Sinn errathen, auch wenn sie sie nicht unter Liebkosungen und Küssen übersetzt hätte.

„Siehst du, du böser Mensch," fuhr sie fort, „das waren meine Gedanken als ich von dir fern war. Ich habe es mir leichter vorgestellt, mich ohne dich zu unterhalten. Es ging nicht. Es ist erst drei Uhr, aber es litt mich nicht länger. Ich habe mich vor dem Cotillon geflüchtet. Wenn du wüßtest, wie schal und albern mir Alles erschienen ist! Wie abgeschmackt ich die Ballgespräche der Herren und wie lächerlich ich die Aeffereien der Damen gefunden habe! Was sind alle Männer neben dir! Nein. Ich gehe nie wieder ohne dich aus. Komm, Wilhelm, stehe auf, hilf mir mich

auskleiden. Ich will jetzt nicht Anne um mich haben. Ich will Niemand. Nur dich."

Hatte sie auf dem Balle Champagner getrunken? Waren ihr die Lichter, die Musik, die Tänze, die Düfte, ihre eigenen Verse zu Kopfe gestiegen? Jedenfalls waren ihre Nerven heftig erregt und fanden erst am hellen Morgen Ruhe, nachdem sie sich in tausend verliebten Tollheiten erschöpft hatten.

In den nächsten Tagen hatte Pilar etwas Besonderes an sich, was sich Wilhelm nicht gleich erklären konnte. Sie war seltsam zerstreut und in sich gekehrt, abwechselnd unnatürlich schweigsam und fieberisch redselig, saß oft stundenlang bei Wilhelm, blickte ihn geheimnißvoll an, als wüßte sie etwas Außerordentliches und kämpfte mit sich, ob sie es verrathen oder für sich behalten sollte, erröthete, wenn er sie fragend ansah, und eilte davon, um sich in ihrem Boudoir einzuschließen. Er beobachtete dieses wunderliche Thun etwa eine Woche lang mit Geduld, dann fragte er eines Tages nicht ohne bange Ahnung: „Pilar, was hast du nur seit einiger Zeit?"

Darauf hatte sie vielleicht gewartet. Sie warf sich ihm an die Brust, zog seinen Kopf zu sich herab und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er richtete sich lebhaft auf und fragte mit bebender Stimme: „Bist du sicher?"

„Beinahe — ich glaube — ja, Wilhelm, es wird

wol so sein," erwiderte sie stockend, indem sie ihr Gesicht auf seine Schulter drückte. Es war gut, daß sie ihn in diesem Augenblicke nicht ansah. Denn seine Miene, die niemals die Kunst der Verstellung geübt hatte, verrieth durchaus keine Glückseligkeit, sondern weit eher schmerzliche Ueberraschung. Schon seit Wochen, besonders aber seit seinem trüben Brüten in der Neujahrsnacht, lastete der angstvolle Gedanke mit dumpfem Druck auf ihm: „Wie, wenn unser Verhältniß Folgen hat?" Dadurch wurde die Lage so verwickelt, daß er gar nicht mehr absah, wie sie zu entwirren war. Die Vorstellung war bisher eine unbestimmte Besorgniß gewesen. Jetzt wurde sie zu einer Thatsache, die ihn erschreckte. Er sah aber zugleich, wie glücklich sich Pilar fühlte, und es dünkte ihn lieblos und roh, sie ahnen zu lassen, was er bei ihrer Mittheilung empfand. Er küßte sie schweigend auf die Stirn und hielt ihre Hand mit langem Druck in der seinen.

„Du sagst mir gar nicht, daß du dich freust," flüsterte sie und erhob die Augen zärtlich vorwurfsvoll zu ihm.

„Muß man denn immer Alles in Worte kleiden?" meinte er mit mühseligem Lächeln.

„Es ist wahr," erwiderte sie, „ich sollte schon an deine deutsche Art gewöhnt sein. Eure Undurchdringlichkeit ist uns Südländern nur so sehr fremd und

unheimlich. Ihr schweigt, wo uns die Worte von selbst aus dem Herzen quellen. Ihr begnügt euch mit Denken, wo wir jauchzen müssen."

Mit diesen Worten malte Pilar ihre eigene Stimmung. Ihr war in der That, als müßte sie immer nur jauchzen, und ihr quollen die frohen Reden wirklich von selbst über die Lippen. Erst jetzt stand ihr die Zukunft klar und sicher vor Augen. Nun war Wilhelm an sie gebunden, wie sie es so heiß erstrebt hatte, und noch viel fester als durch Urkunden mit würdigen Unterschriften und Amtssiegeln. Das Herz war ihr so leicht, daß ihr schien, ihre Sohle berühre gar nicht mehr den Boden und sie müsse emporschweben bis zum Blau des Himmels wie die ekstatischen Heiligen auf den Kirchengemälden ihrer Heimat. Sie sprach fortwährend von dem kommenden Wesen und beschäftigte sich wachend und träumend damit. Daß es ein Knabe sein werde, war ihr nicht zweifelhaft. Isabel mußte ihr wol ein Dutzendmal die Karten legen und fast jedesmal war Pique-Bube obenauf, ein zuverlässiges Orakel, das einen Jungen ankündigte. Und wie schön wird er sein, der Sohn eines so schönen Vaters, die Frucht einer so unaussprechlichen Liebe! Sie berieth sich mit Wilhelm über die Namen, die er bekommen sollte, und wollte sogar schon eine Erklärung, oder doch einen Vorsatz oder wenigstens eine Vermuthung über den

Beruf haben, den sein Vater für ihn wählen werde. Und soll er seine Erziehung in Paris erhalten? Wird es seinen kleinen Kopf nicht zu sehr anstrengen, zu gleicher Zeit französisch und spanisch und deutsch zu lernen? Welche Sorgen! Welche Verantwortlichkeiten! Aber zugleich welches Glück! Sie zeigte Wilhelm nicht einmal die ganze Tiefe ihrer Empfindung, weil sie merkte, daß er ihr in ihrem unvernünftigen Ueberschwang nicht folgen wollte. Sie verbarg sich vor ihm, wenn sie einigemale im Tag vor dem Altar oder im Betschemel niederkniete und die silberne Jungfrau del Pilar mit inbrünstigen Küssen bedeckte. Er erfuhr nichts davon, daß sie den Pfarrer des Kirchsprengels zu sich bitten ließ und bei ihm eine große Anzahl Fürbitten bestellte. Sie nahm ihn nicht mit, als sie in ihrer den Ereignissen weit vorauseilenden Ungeduld die großen Geschäfte ablief, um eine Wiege zu kaufen, was nur darum einstweilen unterblieb, weil sie keine kostbar und schön genug fand. So ging das etwa vierzehn Tage lang, bis Pilar eines Mittags ganz in Thränen aufgelöst zu Wilhelm ins Zimmer schwankte, laut schluchzend vor ihm niedersank und ihren Kopf in seinem Schoße verbarg.

„Pilar, was ist dir geschehen?“ rief er erschrocken.

„O Wilhelm, Wilhelm,“ war die einzige Antwort, die er ihr entreißen konnte, und erst als er lang und liebevoll in sie drang, sagte sie so dumpf und tonlos,

daß sie es wiederholen mußte, um von ihm verstanden zu werden. „Ich habe mich zu früh gefreut. Es war nichts.“

Sie konnte sich über die Zerstörung ihres Luftschlosses nicht trösten und war tagelang krank, das erstemal, seit Wilhelm sie kannte. Er hatte inniges Mitleid mit ihrem Schmerze, aber sich selbst suchte er nicht zu verheimlichen, daß er diese Wendung vorzog. Bei einer zugleich grübelnden und tief sittlichen Natur wie der seinigen konnte ein Sinnenrausch nicht sechs Monate und darüber dauern. Der Taumel, in welchem die Vernunft nicht zu Worte kommen konnte, war schon lange vorüber und er hatte in den letzten Wochen immer kaltblütiger über seine Lage nachgedacht. Er sah anfangs in seinen Gefühlen nicht ganz klar, aber ernste Selbstprüfung machte sie ihm allmälig deutlich. Was er ganz genau empfand, das war ein tiefes Unbehagen über seine neuen Verhältnisse. So wie sie waren, konnten sie nicht dauern. Früher oder später mußten seine Freunde von der Sachlage Kenntniß erhalten. Was werden sie von ihm denken, daß er ein solches Leben an der Seite Pilars, in ihrem Hause angenommen? Sie hatte Kinder, die eines Tages über ihre und seine Lebensführung urtheilen werden. Und was war er in den Augen der Dienerschaft, der Besucher, deren Bekanntschaft zu machen Pilar ihn genöthigt hatte? Wenn sie wenigstens

auf gleichgiltigen Umgang verzichtet hätte! Aber das konnte oder wollte sie nicht und so brachte sie hämische Zeugen ihrer Beziehungen in das Haus und Wilhelm mußte sich zu einem peinlichen Verkehr mit Menschen zweiter Klasse bequemen, wie sie nothwendig den engern Kreis einer Frau in unklaren oder nur zu klaren häuslichen Verhältnissen bilden, und selbst vor den Blicken dieser Menschen, die ihm doch sittlich und geistig durchaus untergeordnet schienen, mußte er die Augen niederschlagen! So viel er auch über die Lage nachdachte, das Endergebniß war immer: sie muß aufhören. Aber wie?

Es bestand doch die Möglichkeit, daß ihr rechtmäßiger Gatte starb und sie frei wurde, so daß er sie heiraten konnte. Seltsam — bei dieser Lösung verweilte er nie. Im letzten Hintergrunde seiner Seele lebte also offenbar nicht der Wunsch, das Verhältniß zu einem solchen fürs Leben zu machen, selbst wenn dies unter sittlich zulässigen Formen geschehen konnte. Sie verlassen? Vor diesem Gedanken schauderte er zurück. Es dünkte ihn ein Verbrechen, ihr einen großen Schmerz zu bereiten, denn daß sie ihn mit rührender Leidenschaft liebte, wußte er und er war ihr für dieses Gefühl tief und zärtlich dankbar. Vielleicht wurde sie eines Tages seiner überdrüßig! Er hoffte es, aber ganz leise, ganz geheim, so versteckt, daß er es fast sich selbst nicht

gestehen mochte, denn er fühlte wol, daß seine Hoffnung eine gänzlich unverdiente tödtliche Beleidigung ihrer Liebe war. Und selbst diese Hoffnung schwand, als sie ihm das Geheimniß ihrer vermeintlichen Mutterschaft ins Ohr flüsterte. Denn nun war an eine Lösung des Verhältnisses nicht mehr zu denken. Hatte er einem Wesen das Leben gegeben, so schuldete er sich ihm und dieser heiligsten Pflicht mußte er ohne Schwanken Freiheit, Zufriedenheit, ja sogar die Selbstachtung opfern. Aber es war ein Schmerzgefühl, das sein Herz bei dieser Betrachtung zusammenkrampfte, und ihm war, als würde ein schwarzer Vorhang vor ihm zugezogen oder ein letztes Fenster vermauert, das aus einer finstern Stube noch einen Blick in die freie Landschaft gestattete.

Diese äußerste Erschwerung der Umstände war ihm erspart geblieben und er athmete etwas leichter. Aber der Zwischenfall hatte den letzten Schleier vor seinem innern Auge zerrissen. Daß ihm die Lage unleidlich schien, daß ihm die Meinung der Leute so empfindlich war, daß es ihn bei Pilars Mittheilung durchfröstelt, daß er die Vereitelung ihrer Hoffnung wie eine Wolthat empfunden hatte, daß ihn die Vorstellung, die diesmal vorübergegangene Gefahr könne sich erneuern, mit Furcht erfüllte, das wies auf einen einzigen letzten Grund hin, dessen Erkenntniß sich ihm unabweisbar aufdrängte: er liebte Pilar nicht, oder doch nicht ge-

nügend, nicht so, wie er mußte, um sie für immer in sein Leben einzuschließen und in ihrem Besitze sich selbst und die Welt zu vergessen.

Inmitten seines qualvollen Ringens nach einem Entschlusse bemerkte er eines Vormittags, daß Auguste, der zu ihm ins Zimmer getreten war, um ihm einen Brief zu übergeben, zögernd stehen blieb und sichtlich etwas auf der Zunge hatte, jedoch nicht recht wußte, wie er es herausbringen sollte.

„Wünschen Sie etwas?“ fragte ihn Wilhelm freundlich. Er konnte Auguste gut leiden, denn er war gegen ihn immer zuvorkommend und anhänglich, während aus dem Benehmen der übrigen Dienerschaft bei aller gezwungenen Unterthänigkeit die Feindseligkeit leicht herauszufühlen war.

„Der Herr Doctor werden schon verzeihen“, sagte der Diener, „aber ich kann es wirklich nicht länger mit anhören und für mich behalten. Die Kammerfrau hört nicht auf, infame Sachen vom Herrn Doctor zu erzählen. Es sei gar nicht wahr, daß der Herr Doctor ein berühmter Arzt und Abgeordneter sind und daß man den Herrn Doctor zum Präsidenten der deutschen Republik machen werde.“

„Wer hat Ihnen das auch weisgemacht?“

„Die Frau Gräfin erzählt es ja aller Welt und man weiß es schon überall. Ich wollte den Herrn

Doctor auch schon bitten, mir etwas für meinen Rheumatismus in der linken Schulter zu geben, aber ich habe mich nicht getraut, weil die Frau Gräfin sagt, der Herr Doctor dürfen hier nicht praktiziren."

Welchen Zweck verfolgte Pilar mit diesen Erfindungen? Er schwieg und Auguste fuhr ermuthigt fort:

„Zu mir dürfen der Herr Doctor Vertrauen haben. Ich bin verschwiegen. Und ich vertheidige den Herrn Doctor immer gegen diese Anne, die so böse ist wie eine Krätze. Sie sagt, der Herr Doctor seien ein preußischer Spion und ein Erbschleicher und beuteten die Frau Gräfin aus, und sie gibt dem Herrn Doctor noch einen garstigern Namen, den ich gar nicht wiederholen kann. Es ist eine Schande, denn der Herr Doctor haben ihr doch nie etwas zu Leide gethan. Und wenn sie ihr schlechtes Maul blos vor uns gehen ließe! Aber sie verleumdet den Herrn Doctor auch vor den fremden Leuten und macht Ihnen einen schrecklichen Ruf."

„Es ist mir leid, daß Sie mir solche Geschichten hinterbringen", sagte Wilhelm, indem er sich bemühte, gleichgiltig zu scheinen.

„Ich hielt es für meine Pflicht eines ehrlichen Menschen. Uebrigens thue ich der Kammerfrau kein Unrecht. Ich bin bereit, ihr Alles in's Gesicht zu wiederholen. Die Frau Gräfin hat wirklich Unrecht, diese Spinne zu behalten. Es gibt anständige und

geschickte Personen genug, die sich glücklich schätzen würden, in den Dienst der Frau Gräfin zu treten. Ich habe zum Beispiel eine Cousine, die in den größten Häusern gedient hat und der Anne nicht das Wasser reicht. Wenn der Herr Doctor sie der Frau Gräfin empfehlen wollten —“

„Ich kann in der Sache nichts thun“, sagte Wilhelm schroff, wandte dem Diener den Rücken und vertiefte sich mit Absichtlichkeit in seine Bücher. Auguste blieb noch einen Augenblick, als er aber sah, daß Wilhelm ihn nicht mehr bemerken wollte, ging er mit einem Achselzucken.

Wilhelm staunte selbst über den Eindruck, den die Mittheilung des Dieners auf ihn gemacht. Bestürzung, Zorn, Scham stritten um die Herrschaft in seiner Seele. Welche Stickluft athmete er in diesem Hause! Wie erbärmlich, wie tückisch und verlogen waren die Leute, die ihn hier umgaben. Aber — war denn auch Alles wahr, was ihm Auguste erzählte? Log und verleumdete nicht auch er wie die übrigen? That er ihm nicht viel zu viel Ehre an, daß er sich mit gemeinem Gesindestuben-Klatsch so ernst beschäftigte? Er hatte eine Art dumpfer Auflehnung gegen seine eigene Erregung, die ihm nicht würdig schien, und unter anderen Verhältnissen wäre er wirklich zu stolz gewesen, um solchen Zwischenträgereien den geringsten Einfluß auf sein Denken

und Handeln zu gestatten. Aber in seiner gegenwärtigen Stimmung tönten ihm Auguste's Reden wie ein roher Ausdruck seiner eigenen Gedanken entgegen, welche die Schwäche anklagten, mit der er schimpfliche Verhältnisse ertrug, und er erkannte, daß er sich aus seiner Erniedrigung frei kämpfen müsse.

Freilich, die Ausführung seines Entschlusses wurde ihm nicht leicht. Als Pilar in sein Zimmer trat, um seinen Arm zu nehmen und zum Frühstück hinunterzugehen, da war sie so verführerisch und liebevoll wie immer; bei Tische plauderte sie angeregt von einer Gemälde-Ausstellung im Cercle des Mirlitons, die sie nachmittags mit ihm besuchen wollte, verlangte, daß er ihr erzähle, was er heute gearbeitet und ob er auch zwischen seinen unfreundlich alten und dicken Büchern ein wenig an sie gedacht habe, und legte überhaupt ein so wehrloses Vertrauen zu seiner Liebe und Treue, ein solches Nichtahnen möglicher Gefahren an den Tag, daß ihn das, was er vorhatte, beinahe ein meuchlerischer Ueberfall dünkte. Er litt unter dieser Vorstellung so scharf, daß seine Miene davon ganz verstört wurde. Pilar unterbrach plötzlich ihren heitern Redefluß und fragte besorgt: „Was hast du heute, mein einziger Wilhelm, bist du nicht wol?“

Er nahm seinen Muth mit beiden Händen zusammen und antwortete mit der Gegenfrage: „Sage

mir, Pilar, hast du den Leuten wirklich aufgebunden, ich sei ein berühmter Arzt und Abgeordneter und der künftige Präsident der deutschen Republik?"

Sie wurde roth, suchte jedoch ihre Verlegenheit wegzuscherzen: „Ach, ein harmloser, kleiner Roman, der mich unterhalten hat. Wenn du wolltest, könntest du ja das Alles sein. Du hast gewiß mehr Talent als alle die Hampelmänner, die —"

Sie stockte mitten in der Rede, als sie den drohenden Ernst seines Gesichtes sah, rückte mit einer lebhaften Bewegung ihren Stuhl ganz nahe an den seinen, schlang ihren Arm um seinen Hals und sprach in ihrem einschmeichelndsten, demüthigsten Tone: „Bist du böse, mein Geliebter?"

„Ja, denn es war eine unwürdige und zugleich völlig unnöthige Erfindung, die mich blosstellt."

„Wer hat sich das gute Werk angelegen sein lassen, dir das zu hinterbringen? Das war wol wieder diese Cuerbo."

„Es war nicht die Gräfin Cuerbo. Aber das ist ja auch gleichgiltig, wenn die Thatsache selbst wahr ist."

„Verzeihe, Wilhelm," bat sie unter Liebkosungen, „ich glaubte richtig zu handeln. Der ganze Roman war hauptsächlich für meine Mutter bestimmt. Ich wollte, daß sie dich liebe und dir dankbar sei. Ich wollte, daß sie dich wie einen Sohn in ihr Herz schließe. An

den anderen Leuten liegt mir nichts. Ihnen erzählte ich die Geschichte nur, weil ich nicht aus der Rolle fallen durfte. Und dann, du weißt ja, wie die Welt ist. Der persönliche Werth eines Menschen gilt ihr nichts. Sie schätzt nur die äußern Zeichen des Erfolges. Darum sagte ich überall, daß du ein berühmter Mann und zu großen Geschicken ausersehen bist. Das ist keine Unwahrheit, denn ich glaube es fest. Ich habe auch gesagt, daß du mir das Leben gerettet hast, und das ist auch wahr, denn das Leben war mir zur Last, ehe ich dich kannte, und du erst hast ihm Werth gegeben."

„Aber siehst du nicht ein, in welche beschämende Lage du mich bringst?

„Ich hoffte, du werdest nichts davon erfahren. Meine Absichten waren ja so gut! Unser Zusammenleben mußte erklärt werden. Ich wollte dein Ansehen vor den Leuten wahren und ihnen den Mund stopfen."

„Siehst du, meine arme Pilar," sagte Wilhelm traurig, „deine Entschuldigung ist die bitterste Kritik unseres Verhältnisses! Du fühlst selbst, wie häßlich die nackte Wahrheit wäre, und suchst sie in den Augen der Welt zu beschönigen. So kann man nicht leben. Inmitten solcher Lügen gehen wir zu Grunde. Wir müssen zur Wahrheit und zur Ordnung zurückkehren."

Sie hatte ihn bei den letzten Worten losgelassen

und war sehr bleich geworden. „Ah — das war also nur ein Vorwand," rief sie, „du suchst Streit, um mir die Freundschaft aufkündigen zu können. Das ist nicht ritterlich, das ist nicht muthig. Keine Hinterhaltigkeit, sage mir offen, was du willst. Ich habe ein Recht, volle Aufrichtigkeit zu fordern."

Ihre Worte trafen ihn wie ein Messerstich. Ihre Beschuldigung hatte etwas Wahres an sich. Es war weder ehrlich noch würdig, mit ihren Aufschneidereien so viel Aufhebens zu machen, da er ja in Wirklichkeit etwas ganz Anderes auf dem Herzen hatte. Sie rief seine Aufrichtigkeit an. Das sollte nicht vergebens geschehen sein.

„Ein Vorwand war es nicht," sagte er und zwang sich, ihr ins erstarrende Gesicht zu sehen, „aber ein Anlaß. Du verlangst Offenheit, du sollst sie haben, denn ich schulde sie dir. Nun denn, die Dinge können nicht bleiben, wie sie sind. Ich kann nicht als ein Anhängsel in diesem Hause leben. Ich —" Er suchte qualvoll seine Worte und fand sie nicht.

Pilar athmete mühsam. Wie aus zugeschnürter Kehle brachte sie heraus: „Also kurz —"

„Kurz, Pilar, ich muß — wir müssen —"

„Ich helfe dir nicht. Vollende. Du sollst das Wort aussprechen."

„Wir müssen uns trennen, Pilar."

„Elender!“ brach es ihr mit einem Aufschrei aus der Brust.

Wilhelm stand auf und machte Miene, den Speisesaal zu verlassen. Im Nu flog sie zu ihm, umklammerte ihn und rief außer sich: „Geh nicht weg, Wilhelm, zürne mir nicht, du weißt nicht, wie mir ist. Du marterst mich zu Tode.“

Sie schluchzte so heftig, daß sie sich nicht aufrecht erhalten konnte und vor ihm zu Boden sank. Er hob sie auf, setzte sie auf ihren Stuhl und sagte selbst mit feuchten Augen: „Ich leide nicht weniger als du, Pilar, aber der Kelch muß einmal geleert werden.“

„Du liebst mich nicht,“ stöhnte sie, „du hast mich nie geliebt.“

„Sage das nicht. Ich habe dich geliebt, Pilar, aber unser Unglück will —“

„Du hast mich geliebt, sagst du, du liebst mich also nicht mehr, Wilhelm, sprich, du liebst mich nicht mehr?“

Er suchte auszuweichen. „Du weißt, daß ich gleich nicht in dieses Haus kommen wollte. Meine Schwäche rächt sich an mir. Du hast selbst nur von einem Versuche gesprochen. Wenn ich mich nicht eingewöhne, sagtest du, so werdest du nicht fordern, daß ich bleibe.“

„Du liebst mich nicht mehr. Das ist also deine berühmte deutsche Beständigkeit, auf die ihr euch so viel

zu Gute thut. Das sind also deine Treueschwüre, an die ich wie an Gottes Worte glaubte."

„Ich wüßte nicht, daß ich dir Treueschwüre geleistet", sagte er gereizt. Die Worte thaten ihm leid, sowie sie ihm entschlüpft waren.

„Es ist wahr," erwiderte sie bitter, „du hast mir nichts geschworen. Du hast dich damit begnügt, mich schwören zu lassen. Es ist unverzeihlich, daß ich dir Vorwürfe mache. Du schuldest mir nichts. Ich habe mich dir angeboten. Sage es mir doch. Schreie es mir in die Ohren. Verachte mich. Gib mir Fußtritte. Ich verdiene ja nichts besseres. Ich habe die Todsünde begangen, dich wahnsinnig zu lieben und darüber alles Andere zu vergessen. Du hast Recht, mich dafür zu bestrafen. Und sieh, wie tief ich gesunken bin, sieh, was meine Liebe aus mir gemacht hat: du darfst mich beschimpfen, du darfst mich mißhandeln, ich liebe dich doch, hörst du, Wilhelm, thue was du willst, ich liebe dich doch."

Sie war so aufgeregt, daß es sie nicht länger im Speisesaale litt. Sie nahm mit einer heftigen, gewaltsamen Bewegung seinen Arm und zog ihn mit sich über die Treppe in ihr Schlafzimmer, wo sie sich wie gebrochen auf das Sopha warf. Wilhelm stand mit recht verzagter Miene und Haltung vor ihr und wünschte inbrünstig, er hätte die schwere Stunde hinter sich. Die

eingetretene Stille war Pilar unheimlich. Sie erhob den Kopf und sprach mit schwacher, veränderter Stimme: „Nicht wahr, es ist vorbei? Sage mir, daß es ein böser Traum gewesen ist. Sage mir, daß du mich nie wieder so erschrecken wirst.“

„Pilar,“ erwiderte er schmerzlich, „ich wollte, du könntest mich ruhig anhören. Du bist ja sonst so wunderbar vernünftig.“

„Nein nein,“ rief sie, „ich bin nicht vernünftig und will nicht vernünftig sein. Ich liebe dich unvernünftig. Ich will es dir tausendmal wiederholen, bis du es aufgibst, mir mit Vernunft zu kommen.“

„Und doch ist es mir unmöglich zu bleiben.“

Sie setzte sich gerade, sah ihn eine Weile an, dann sprach sie mit unnatürlicher Ruhe, indem sie sich die Thränen aus den Augen wischte: „Wie du willst, wenn du gehst, so gehe ich mit dir.“

„Wie! Du würdest dein Haus, deine Bekannten, dein geliebtes Paris verlassen, alle deine Gewohnheiten aufgeben und mir nach Deutschland folgen?“

„Nach Deutschland, nach der Hölle, wohin du willst.“

„Das ist nicht ernst.“

„Es ist mein voller Ernst. Ich kann ohne dich nicht leben.“

„Aber du hast Pflichten, du hast Kinder.“

„Ich habe keine Kinder. Ich habe nur dich.

Wenn meine Kinder ein Hinderniß zwischen dir und mir wären, würde ich sie lieber mit eigener Hand erwürgen."

Sie sagte das mit einer so wilden Entschlossenheit, daß es ihn kalt überlief. Aber der Kampf mußte durchgekämpft werden. Er durfte jetzt nicht zurückweichen.

„Es geht nicht," sagte er nach einer Pause, indem er den Blick auf den Boden heftete und an den Knöpfen seines Hausrocks nestelte. „Unsere unglückselige Lage wäre überall dieselbe wie in Paris. Das Verhängniß ist stärker als wir. Ich sehe nicht, wie wir uns ihm entziehen können. Ueberall müßten wir die Wahrheit verleugnen, überall uns mit Lügen umgeben, das ertrage ich nicht. Lieber sterben."

„Sterben!" rief sie, während es in ihren Augen seltsam aufleuchtete. „Dazu bin ich bereit. Das ist eine Lösung. Sterben, wann du willst. Aber ohne dich leben, nein. Ich hänge mich an dich. Keine Macht auf Erden reißt mich von dir los. Wenn du mich abschütteln willst, mußt du mich zuvor tödten."

„Und doch hast du gesagt, daß du mich nicht festzuhalten suchen wirst, wenn ich von dir gehen will."

„Und diese thörichten Worte hast du behalten? Während mir das Herz überging, hast du kaltblütig zugehört und dir Alles gemerkt, um es später als

Waffe gegen mich zu kehren? Für so edel, für so großmüthig hätte ich dich nicht gehalten."

„Du siehst, daß du dich in mir getäuscht hast. Ich bin kleinlich, niedrig, ein Philister, du hast es wiederholt gesagt. Was hast du an mir? So lasse mich."

„O, wie du dich an Alles klammerst, wie du jedes meiner Worte gegen mich ausbeutest. Ich bin dir nicht gewachsen. Du bist stärker als ich, denn du liebst mich nicht und ich liebe dich. Was macht mir das, daß du ein Philister bist? Und wenn du ein Straßenräuber wärst, ich gäbe dich nicht frei."

Sie streckte die Arme nach ihm aus und zog ihn zu sich heran und drückte ihn so fest an ihre Brust, daß ihm der Athem stockte. Und dann brach sie in Thränen aus und weinte so heiß, so vom tiefsten Herzensgrunde, so untröstlich wie ein kleines Kind, dem man ein sehr, sehr großes Weh zugefügt hat. Um den Werth von Frauenthränen richtig zu schätzen, muß man sie häufig fließen gesehen haben. Wilhelm war in dieser Hinsicht ein Neuling. Er dachte, Pilars Thränen bedeuteten denselben Schmerz, den er hätte fühlen müssen, um so zu weinen, und jeder Tropfen fiel ihm wie geschmolzenes Blei aufs Herz. Seine Entschlossenheit zerging wie Eis vor dem Kamin und er hatte nicht mehr die Kraft, diesem sich an ihn schmiegenden, von Schluchzen durchschütterten liebenden Geschöpfe

Böses anzuthun. Er wiegte sie leise in seinen Armen, bis sie, von der furchtbaren Aufregung erschöpft, ruhig einschlief.

Der Sturm war diesmal abgeschlagen, aber ihr Vertrauen, ihr frohes Gefühl der Sicherheit war dahin. Der Auftritt hinterließ in ihr eine nervöse Unruhe, welche sich allmälig zu krankhafter Schreckhaftigkeit steigerte. Unablässig verfolgte sie die Furcht, Wilhelm habe vor, sie zu verlassen. Sie wurde diesen Gedanken nicht los und er bemächtigte sich ihrer mit der Gewalt einer Wahnvorstellung. Sie wechselte die Farbe, wenn sie, was sie jeden Vormittag einigemale that, unversehens die Thüre seines Zimmers öffnete und ihn nicht am Schreibtisch sah, weil er vielleicht auf den Balkon hinausgetreten war, um sich einen Augenblick lang die arbeitheiße Stirn zu kühlen. Dann rannte sie mit verstörter Mine so lange im Haus umher, bis sie ihn fand und erleichtert aufathmete. In der Nacht fuhr sie häufig aus dem Schlaf empor und tastete lebhaft neben sich, um sich zu überzeugen, daß Wilhelm da sei. Sie ließ ihn keinen Schritt aus dem Hause thun, ohne ihn zu begleiten; selbst nach der Nationalbibliothek ging sie mit ihm, und während er las und Auszüge machte, saß sie neben ihm, scheinbar mit einem Buche beschäftigt, in Wirklichkeit die Augen fortwährend auf ihn gerichtet. Sie machte keine Besuche mehr, außer

bei Personen, zu denen sie Wilhelm mitnehmen konnte. Sie kam auf wunderlich eifersüchtige Einfälle und betrachtete beispielsweise jeden Brief, der für Wilhelm eintraf, mit größter Aufmerksamkeit, um herauszubringen, ob die Aufschrift nicht von Frauenhand herrühre. Ihr Bedürfniß, sich immer wieder selbst zu beweisen, daß sie ihn habe, daß er ihr gehöre, nahm die Form eines unersättlichen Liebeshungers an, der sozusagen keine Verdauungspausen kannte. Sie war eine schöne, gierige Wärwölfin, ohne Schonung und Zurückhaltung, ihr Vampyrmund wollte immer nur warmes Leben schlürfen und schien nicht ablassen zu wollen, bis Wilhelm mit Leib und Seele aufgesogen war.

„Sie ist toll,“ sagte Anne zu einer Gesellschaftsdame der Königin Isabella, die Pilar besucht hatte und gegen die Kammerfrau äußerte, sie finde die Gräfin merkwürdig verändert. Isabel, die Köchin mit der rothen Nase und den alkoholischen Augen, verbrachte jetzt jeden Vormittag ganze Stunden bei ihrer Herrin und schlug ihr Karten auf, so daß sie darüber das Frühstück vernachlässigte. Auch der Pfarrer wurde ein immer häufigerer Gast im Hotel seines eleganten Beichtkindes und nahm im Austausch gegen seinen milden und diskreten Zuspruch Geschenke für seine Kirche, Gaben für seine Armen, Bestellungen von Messen und Gebeten mit. Das Alles gab Pilar die Ruhe nicht wieder und

in ihrer Herzensangst telegraphirte sie eines Tages ihrer Mutter, daß sie unverzüglich nach Paris kommen möge, um eine Zeit lang bei ihr zu bleiben. Don Pablo hatte die Depesche auf das Telegraphenamt zu tragen und plauderte deren Inhalt bei Tische aus. Auguste beeilte sich, die Neuigkeit Wilhelm mitzutheilen, der sich den Zusammenhang leicht erklärte. Ihm schien zuerst, er solle sich über die bevorstehende Ankunft der Marquise von Henares freuen. Denn so abstoßend ihm der Gedanke war, daß die Mutter nun die Zeugin unlauterer Beziehungen der Tochter werden würde, so hoffte er doch, daß ihre Gegenwart Pilar beruhigen und zur Vernunft bringen werde. Bei reiflicherem Nachdenken erfaßte ihn aber neue Angst. Er wußte, daß Pilar, der stärkere Geist von den beiden, auf ihre Mutter großen Einfluß hatte und ihr nach Belieben jede Meinung und jede Empfindungsweise beibringen konnte. Wie, wenn die Marquise sich auf die Seite der Tochter stellte? Dann hatte er zwei Frauen statt einer gegen sich, und sein Kampf um die Freiheit, indem er schon gegen die eine unterlegen war, wurde völlig aussichtslos.

Die Marquise von Henares kam nicht. Sie schrieb, sie sei leidend und überdies von tausend weltlichen Pflichten in Madrid zurückgehalten, aber im Frühling oder Sommer wolle sie gern einige Wochen mit ihrem einzigen Kinde und den Enkeln verleben.

Wilhelm verhielt sich äußerlich ruhig. Er erneuerte seinen Auflehnungs-Versuch nicht, ließ es ohne Widerstand geschehen, daß Pilar sich seines ganzen Daseins bemächtigte und sich wie sein Schatten an ihn heftete, und war nur bleicher, stiller und trüber als vorher. Er sann aber früh und spät über die Lösung des Knotens nach und wollte schier verzweifeln, daß er keine fand. Ihn durchhauen? Er konnte es nicht. Er lebte den Auftritt im Speisesaal und Schlafzimmer nochmals durch; er stellte sich vor, wie Pilar schluchzen, sich am Boden wälzen, seine Kniee umfassen, sich die Haare ausraufen würde, und er sah sich nach nutzloser Wiederholung der Folter von Neuem entwaffnet. Einen Augenblick lang hatte er den Einfall, einen Nothschrei auszustoßen, Schrötter zu Hilfe zu rufen, aber er schämte sich gleich darauf seiner Unmännlichkeit und gab den Gedanken auf. So blieb ihm nichts übrig, als sich zu ergeben. Er that es mit einer dumpfen, verzweiflungsvollen Verzichtleistung auf alle seine Grundsätze, sittlichen Anschauungen und Lebensideale. Ein Verhängniß hatte ihn getroffen und es half nichts, sich dagegen zu wehren. Er mußte es hinnehmen wie Krankheit oder Tod. Er war sich selbst untreu, gegen sich und die Anderen unwahrhaftig geworden, es lag in der unerbittlichen Logik der Dinge, daß er dafür büßen mußte. Aber welch ein Schiffbruch! Nach einem

keuschen, stolzen Leben, dessen einzigen Inhalt Pflicht und Streben nach Erkenntniß gebildet hatten, das ganz der Bekämpfung des Thiers im Menschen und der Selbsterziehung zu idealer Unabhängigkeit von niedrigen Trieben gewidmet war, dieses schmachvolle Ertrinken oder Ersticken im schlammigen Bodensatz eines Liebestrankes!

Pilar, die ihn mit der Lage ausgesöhnt glaubte, wurde ruhiger und ihr Mißtrauen verlor sich nach und nach. Etwa einen Monat später, gegen Mitte März, hatte sie das Gleichgewicht der Seele so weit wiedergefunden, daß sie sich nach langer Weigerung von einer Freundin überreden ließ, zu dem Ballfeste zu kommen, mit dem sie ihr neues Hotel einweihte. „Den Kesselhaken aufhängen," pendre la crémaillère nennt man in Paris eine solche Hausweihe. Die Freundin war ebenso abergläubisch wie Pilar selbst und hatte ihr hundertmal geschworen, sie würde im neuen Hause kein Glück haben, wenn Pilar beim ersten Feste fehlte. Sie faßte erst um zehn Uhr Abends einen endgiltigen Entschluß. Sie ließ Wilhelm zu Bette gehen, dann schickte sie um Isabel und schloß sich mit ihr im Boudoir ein. Erst als diese ihr achtmal hintereinander den Coeur-Buben aufgeschlagen hatte und sie Wilhelm ruhig im Bett liegen und eine Zeitung lesen sah, gab sie Anne und Don Pablo einige Befehle, ließ sich rasch

ankleiden und ging nach vielen Küssen und Umarmungen mit dem Versprechen, nicht lange zu bleiben.

Wilhelm las seine Zeitung zu Ende, blies dann die Kerzen aus und drehte sich zur Wand um. Aber der Schlaf floh ihn und er starrte mit offenen Augen ins Dunkel. Da blitzte ein seltsamer Gedanke in seinem Hirn auf, wurde abgewiesen, kehrte hartnäckig wieder, erstarkte und ward endlich so gebieterisch, daß Wilhelm aufgeregt die Lichter wieder anzündete und sich im Bette aufsetzte. Don Pablo war heimgegangen, Anne hatte Pilar begleitet, Isabel befand sich hinten in eifriger Unterhaltung mit einer oder zwei Flaschen des Valdepeñas, von dem einige Tage vorher zwei frische Fässer angekommen waren, und Auguste schlief wahrscheinlich schon in seinem Zimmer. Er war so gut wie allein im Hause. Jetzt oder niemals! Er sprang aus dem Bette und begann sich hastig und mit Herzklopfen anzukleiden. Wie weit war es mit ihm gekommen! Er stand im Begriffe, eine Feigheit zu verüben. Ja. Aber keine größere, vielleicht eine geringere Feigheit, als in der Erniedrigung zu schwelen. Er beging einen häßlichen Vertrauensbruch. Eigentlich nicht; denn er hatte sich offen mit Pilar auseinandergesetzt und sie mußte wissen, woran sie mit ihm war. Ueberdies, wenn man in einen Sumpf gerathen war, so konnte man nicht hoffen, ganz unbeschmutzt herauszukommen. Allein wie wird

der armen Pilar zu Muthe sein, wenn sie heimkommt und ihn nicht findet? Er zögerte, als er sich dies vergegenwärtigte, und wäre fast wieder auf sein Lager zurückgekehrt. Doch nein. Er wollte nicht daran denken. Rasch beendete er seine Toilette und trat in sein Zimmer, um einige seiner nothwendigsten Sachen zusammenzuraffen. Die beiden großen Koffer waren verräumt und ihre Wegführung jetzt ohnehin unmöglich. Der Handkoffer dagegen lag in einem Wandschrank. Er packte etwas Wäsche und Kleider, wenige Bücher und seine Schriften hinein, warf einen letzten Blick auf die Räume, in denen er so schwere Herzensstürme überstanden hatte, löschte dann die Lichter aus und ging festen Schrittes die Treppe hinunter.

Im Flur brannte die Gasflamme, die Hausthüre stand halb offen und auf der Schwelle plauderte Auguste mit einem Dienstmädchen des Nachbarhotels. Sie huschte davon, als der Diener sich umwandte und beim Anblick Wilhelms mit dem Kofferchen in der Hand überrascht ins Haus trat.

„Ah!" sagte er mit gedämpfter Stimme. „Der Herr Doctor! Ich verstehe, ich verstehe. Ich hätte es längst gethan. Es ging wirklich nicht mehr. Mir hätten der Herr Doctor freilich ein Wort sagen können. Denn ich — ein zugenähter Mund!"

Wilhelm war niedergeschmettert. So sollte ihm

keine Demüthigung erspart bleiben, auch nicht die schutzbeflissene Vertraulichkeit dieses Bedienten! Daran war aber nichts mehr zu ändern. Auguste nahm ihm trotz seiner Abwehr den Handkoffer ab und fragte diensteifrig: „Wohin soll ich ihn tragen?"

„Blos zu einer Droschke," antwortete Wilhelm.

Sie traten zusammen auf den Boulevard Pereire hinaus und während sie den tiefen Einschnitt der Gürtelbahn entlang dahinschritten, fragte Auguste: „Der Herr Doctor verlassen wol Paris?"

Wilhelm gab keine Antwort.

„Haben der Herr Doctor eine Adresse hinterlassen?" fuhr Auguste zudringlich fort.

„Nein," erwiderte Wilhelm.

„Es wäre doch aber gut. Wegen der Briefe, die kommen könnten. Und um die Bücher und Sachen nachzuschicken. Und es wird doch den Herrn Doctor auch interessiren, dann und wann zu erfahren, wie es im Hause weiter zugeht. Der Herr Doctor brauchen ja die Adresse nur mir anzuvertrauen. Von mir kriegt sie Niemand, und wenn der Herrgott mit allen seinen Heiligen kommt."

Wilhelm war so schwach, zwischen Pilar und sich einen neuen, dünnen Faden zu knüpfen, nachdem er die Verbindung eben zerschnitten hatte. Er schrieb auf ein Blatt seines Taschenbuches Schrötters Adresse auf und

gab sie Auguste mit den Worten: „Unter dieser Adresse gelangt Alles sicher an mich.“

So erreichten sie den Droschkenstand in der Avenue de Villiers, Wilhelm stieg in einen Wagen, nahm den Handkoffer mit hinein und legte ein Goldstück in die Hand Augustes, welcher dankte und fragte, wohin der Kutscher fahren solle.

„Zunächst blos die Avenue de Villiers hinunter,“ antwortete Wilhelm.

Auguste rief grinsend dem Kutscher diese Weisung zu und wollte den Schlag schließen, als plötzlich ein Schmerzgeheul ertönte.

„Das sakrische Vieh!“ fluchte Auguste und gab Fido, der unbemerkt mitgelaufen war, einen Fußtritt. Das arme Thier war gewohnt, immer mitgenommen zu werden, wenn Wilhelm mit Pilar ausfuhr, es hatte auch jetzt in den Wagen springen wollen und wäre fast eingeklemmt worden. Wilhelm bückte sich zu dem schnaufenden und wedelnden Hunde nieder und streichelte ihn zum Abschied.

„Der Herr Doctor sollten ihn als Andenken mitnehmen“, meinte Auguste mit verstecktem Spott, „es wird sich jetzt ohnehin Niemand um ihn kümmern.“

„Sie haben Recht“, sagte Wilhelm und ließ Fido ein. Die Droschke rollte davon und Auguste sah ihr einen Gassenhauer pfeifend noch eine ganze Weile nach.

4.

Vollbringung.

Es war nicht weit von Mittag, als Wilhelm aus einem Gasthofe am Neuen Jungfernstieg in Hamburg heraustrat und der Alster zuschritt. Hinter ihm trabte Fido her, dessen an tägliches Baden und Kämmen gewöhntes weißes Fell traurig vernachlässigt aussah.

Der Himmel war dick bewölkt, die Luft in Folge des herrschenden Westwindes für die Jahreszeit ungewöhnlich lau, das Pflaster des Jungfernstiegs naß und schmutzig. Ein gelber, halbdurchsichtiger Nebel lag auf der Binnen-Alster und gab allen Gegenständen nah und fern das unbestimmte, zitterige Ansehen von Luftspiegelungen. Rechts erhoben sich über die düsteren Häusermassen vier spitze Kirchthürme, deren äußerste Enden zu qualmen und sich in Rauch aufzulösen schienen. Weit vorn konnte man die Lombardsbrücke eben noch unterscheiden, ihre drei Bogenöffnungen jedoch waren wie mit grauem Stoffe verhangen. Schwäne glitten

langsam einzeln und in Gruppen über die schmutzig aussehende Wasserfläche und näherten sich manchmal den offenen Fenstern des Alsterpavillons, durch welche ihnen von spät frühstückenden Gästen Brosamen zugeworfen wurden.

An der zweiten Landungsbrücke lag das kleine, grün angestrichene Uhlenhorst-Dampfboot. Wilhelm begab sich an Bord desselben und blieb auf dem Verdecke, gedankenvoll in die dicke Luft und auf die schattenhaften Umrisse der Ufergebäude hinausstarrend. Er hatte sich in der Nacht seiner Flucht aus dem Hotel am Boulevard Pereire nach der Nordbahn fahren lassen und einen nach Mitternacht abgehenden Zug genommen, der ihn am nächsten Abend gegen sechs Uhr nach Köln brachte. Stumpf und müde kam er an, übernachtete und reiste am folgenden Nachmittag nach Hamburg weiter. Hier war er nun schon seit zwei Tagen, aber erst jetzt hatte er sich zu einem Besuche bei Paul aufraffen können. Bisher war ihm Einsamkeit Bedürfniß gewesen. Es hatte ihm geschienen, man müsse ihm an der Stirne ablesen, was er erlebt und was er begangen habe. Seine Gedanken weilten fortwährend in Paris. Auf der Fahrt, in Köln, seit seiner Ankunft in Hamburg sah er immer nur Pilars Schlafzimmer, ihre Heimkehr vom Ball, die leidenschaftliche Kundgebung ihrer Gefühle in den folgenden Stunden und Tagen. Er lebte ganz in

diesen Bildern. Zwischen der ihn umgebenden Wirklichkeit und seinem Geiste bestand noch keine Verbindung. Er hatte das Gefühl, daß er nur ein Paar Schritte zu thun brauche, um wieder bei Pilar zu sein, und einigemale kam es über ihn, als sollte er zu ihr zurückkehren, sich ihr wieder zu Füßen legen und von nun an bis an sein Ende bei ihr ein willen- und gedankenloses, wollüstiges Pflanzenleben führen. Er widerstand diesem Drange, aber der Herrschaft der einen Vorstellung, die immer wieder das Hotel am Boulevard Pereire vor ihm heraufbeschwor, konnte er sich nicht entziehen.

Nach einigen Minuten fuhr das Boot ab. Die Ufer wichen zurück und auseinander und ihre Häuserlinien entrollten sich wie Nebelbilder auf einer gekalkten Wand. Bald schoß das Schiff unter der Brückenwölbung dahin, die dunkel und feuchtkalt war wie ein Keller und deren Widerhall das Plätschern der vom Dampfer aufgeregten Wellen und das Poltern der Maschine zu einem lauten Getöse steigerte. Dann wurde das Geräusch mit einemmale wieder leise, als wäre einem lärmenden Tonwerkzeug plötzlich ein Dämpfer aufgesetzt worden, das Boot war unter der Brücke hervorgekommen und schwamm in der breiten Außen-Alster, die sich meerbusenartig zu dehnen schien, da der Nebel die Grenzen zwischen ihrem glatten Spiegel und den sich über ihn kaum erhebenden flachen Ufern verstrich. In kühnen Bogen schwankte

das Fahrzeug von einer Seite zur andern, um die verschiedenen Haltstellen anzulaufen, dann kam zuerst verschwommen, doch bald deutlicher und endlich ganz klar der viereckige Thurm und der schwere, ritterburgähnliche Bau des Fährhaus-Hotels in Sicht. Das Boot war am Endpunkt seiner Fahrt angelangt.

Da war Wilhelm nun wieder an der wolbekannten Stelle, die so oft das Ziel seiner kurzen Spaziergänge mit dem kleinen Willy gewesen. Es waren kaum zehn Monate verflossen, seit er sie zum letztenmale gesehen, ihm schien aber dieser Zeitabstand durch eine krankhafte Optik endlos verlängert. Er hatte die Empfindung jenes Sultans im morgenländischen Märchen, der ein ganzes Menschenalter durchlebt zu haben glaubt, während er doch nur einen Augenblick lang angesichts seines Hofstaats in seinem Bade untergetaucht ist.

Er überwand eine seltsame Zaghaftigkeit und klingelte am Hausthor in der Carlstraße Der Diener in Jägertracht öffnete, stieß einen Ruf der Ueberraschung aus und eilte ihm voraus nach dem Rauchzimmer im Erdgeschoß. Wilhelm folgte ihm auf dem Fuße und ließ ihm nur Zeit, die Thür vor ihm aufzureißen und überlaut in die Stube hineinzuschreien: „Herr Doctor Eynhardt!“

„Was! Du selbst oder dein Geist? Na, das muß ich sagen!“ rief Paul hocherfreut und schloß ihn in

seine Arme. Nach den ersten stürmischen Begrüßungen drückte er ihn auf das Sopha, setzte sich neben ihn und ließ einen Hagel von Fragen auf ihn niederprasseln. „Wo kommst du jetzt her? Wie ist es dir immer gegangen? Was hast du vor? Und vor allen Dingen: wo sind deine Sachen?"

„Im Gasthof," erwiderte Wilhelm etwas furchtsam.

„Im Gasthof? Bist du bei Troste? Für dich gibt es in Hamburg blos einen Gasthof, das Hotel Haber. Hat es dir da so schlecht gefallen, daß du ihm deine Kundschaft entziehst?"

„Dringe nicht in mich, guter Paul, glaube mir, es ist besser so. Deine Gastfreundschaft drückt mich."

„So spricht ein Freund?" grollte Paul.

„Es ist eine Schwäche, ich weiß es, aber ich bitte dich, sieh sie mir nach."

„Warte, ich schicke Malwine über dich, vor der wirst du die Waffen strecken müssen."

„Nein, Paul, wirklich, ich kann nicht mehr zu dir ziehen. Ich will so oft zu euch kommen, daß ich euch lästig werde —"

„Niemals!"

„— aber lasse mich hier leben, wie ich es in Berlin gewohnt war. Umsomehr, als es sich ja vielleicht um eine lange Zeit handelt."

„Du willst also in Hamburg bleiben? Das ist prächtig."

„Für den Augenblick wenigstens sehe ich nichts Anderes."

„Aber im Sommer wirst du doch auf einige Wochen zu uns aufs Gut kommen?"

„Das geht eher."

Die Thüre öffnete sich wieder, Malwine trat raschen Schrittes ein und eilte auf den sich erhebenden Wilhelm zu.

„So vom Himmel herabgeschneit!" rief sie und schüttelte ihm kräftig beide Hände. „Kein Brief, keine Depesche, nichts. Freilich, Sie wußten ja, daß Sie immer willkommen sind."

Und nun mußte er sich von Neuem gegen eine hartnäckige Aufnöthigung von Gastfreundschaft zur Wehre setzen und der Angriff der guten, zähen Malwine war wirklich nicht so leicht abzuschlagen wie der Pauls. Da Wilhelm aber bei seiner Ablehnung blieb und nicht einmal den Namen seines Gasthofes verrathen wollte, ehe man ihm seine Unabhängigkeit verbürgte, so ließ man schließlich von ihm ab,

„Erzähle uns jetzt aber auch, was du alles erlebt hast," sagte Paul, ihm auf die Achsel klopfend, „es muß dir jedenfalls sehr gut gegangen sein, denn du hast entweder gar nicht geschrieben oder nur im Hui, so etwa: Lieber Freund! Alles wol. Wie gehts dort? Viele Grüße. Immer der Deinige. Na, ich trage dir das

nicht weiter nach. Im schönen Paris hat man natürlich andere Dinge zu thun, als an die langweiligen Freunde auf der Uhlenhorst zu denken."

„Das glaubst du nicht ernstlich," erwiderte Wilhelm und drückte ihm die Hand.

„Ich würde eher vermuthen, daß der Doctor krank gewesen ist," meinte Malwine, die mit ihrem weiblichen Auge sofort die Blässe und Müdigkeit von Wilhelms abgemagertem Gesichte bemerkt hatte.

„Wirklich? Warst du leidend?" rief Paul unruhig.

„Nein nein, es fehlt mir nichts," sagte Wilhelm rasch und zwang sich zu einem Lächeln. Er mußte aber die Versicherung wiederholen und mit Bei- und Nebenwörtern verstärken, um die erwachte Besorgniß des Freundespaares zu verscheuchen.

Paul kam auf seine Frage nach Wilhelms Erlebnissen zurück und dieser suchte ihm zu entschlüpfen, indem er in unbestimmten Wendungen von der Ereignißlosigkeit seines Daseins in den letzten Monaten sprach und rasch auf Paris überging, von dem er mit der Ausführlichkeit eines Fremdenführers erzählte. Auf seine Gegenerkundigung nach dem, was sich etwa bei ihnen zugetragen, antworteten Paul und Malwine um die Wette mit ausgiebigen Berichten. Es ging ja so weit Alles gut, Paul hatte zum letzten Ordensfeste den rothen Adlerorden und überdies im Laufe des Winters

zwei neue ausländische Decorationen bekommen, darunter eine, „die ihm zum Halse heraushing;" das war nämlich seine elegante Art, ein Komthurkreuz zu bezeichnen; auf dem Gute war wieder allerlei geändert, was er mit vielen Einzelheiten mittheilte; jetzt arbeitete er an der Verwirklichung eines ganz neuen Gedankens, nämlich an der Einrichtung einer Moor-Kolonie für entlassene Sträflinge, Landstreicher und ähnliches unnützes Gesindel, das durch landwirthschaftliche Arbeit ins ordentliche Erwerbsleben zurückgeführt werden sollte.

Malwine wußte von Herbst- und Winterfesten bei sich und Anderen zu erzählen und daß von den drei Erbinen, an die sie für Wilhelm gedacht hatte, eine schon verheiratet, die zweite verlobt und nur die dritte noch frei war, die mit dem Krauskopf, die sich sogar von Zeit zu Zeit nach ihm erkundigte.

Mittlerweile war die Neuigkeit von der Ankunft Wilhelms auch schon bis zu Willy gedrungen und er kam herbeigelaufen, um ihn zu begrüßen. „Onkelchen! Onkelchen! Da bist du ja wieder!" jauchzte er schon von weitem und streckte ihm die kleinen Arme entgegen. Er war nicht viel gewachsen, aber voll und glänzend wie ein reifer Apfel. Wilhelm umarmte und küßte ihn und streichelte ihm die weichen blonden Locken, die sich fast so anfühlten wie Pilars Seidenhaar.

„Bist du auch immer brav gewesen?" fragte er ihn.

„O ja, sehr brav“, rief der Knabe lebhaft, „nicht wahr, Vater? Ich kann auch schon lesen, Alles, auch die Zeitung. Dafür habe ich Weihnachten einen schönen großen Baukasten bekommen.“

Wilhelm hatte ihn auf sein Knie genommen, aber der bewegliche Kleine konnte sich nicht lange ruhig verhalten. Er sprang zu Boden, hüpfte vor dem Pathen hin und her und plauderte weiter: „Nicht wahr, Onkelchen, du bist zu meinem Geburtstag gekommen?“

Daran hatte Wilhelm gar nicht gedacht. „Wann ist denn dein Geburtstag, mein Junge?“ fragte er ihn etwas beschämt.

„Das weißt du nicht? Er ist ja übermorgen. Und was hast du mir von der Reise mitgebracht?“

Er wartete die Antwort nicht ab, denn er hatte eben Fido entdeckt, der, befangen, wie Hunde es in fremden Räumen und unter unbekannten Menschen zu sein pflegen, sich unter einen Tisch verzogen hatte und still dasitzend Wilhelm im Auge behielt.

„Ein Hund! Ein Spitz!“ jubelte Willy, „ist der für mich, Onkelchen?“ Und er eilte auf Fido zu, faßte ihn an der Pfote und schleifte ihn hervor. Malwine rief ängstlich: „Willy, willst du ihn loslassen!“ Wilhelm beruhigte sie aber: „Er thut nichts. Er ist ganz sanft.“

Fido ließ sich in der That ohne großen Wider=

stand in die Mitte des Zimmers ziehen, wandte nur den Kopf ein wenig ängstlich weg und sah das Kind von der Seite unruhig an, da er über dessen Absichten noch im Zweifel war. Als ihn aber Willy zu streicheln und freundlich zu klopfen begann und ihn auf die Hinterbeine setzte, um ihm die Anfangsgründe des Aufwartens beizubringen, da erkannte Fido, daß ihm nichts Böses zugefügt werden sollte, und schloß sich dem neuen Freunde mit der leichten Vertraulichkeit an, die der große Charakterfehler dieses geselligen Thieres war. Er setzte seinen buschigen Schweif in ein ausdruckvolles Wedeln, suchte aufdringlich Willys blühendes Gesicht zu lecken und wurde von der angenehmen Erregung so überwältigt, daß er alsbald einen Anfall von Niesen, Husten und Schnaufen bekam, der Willy zum Ausrufe veranlaßte: „Mein Spitz hat sich auf der Reise erkältet. Mutter, wir müssen ihm Brustthee geben.“ Der Knabe hatte an dem Thiere große Freude, spielte mit ihm während der ganzen Dauer von Wilhelms Besuche, fütterte ihn beim Mittagessen, wollte ihm sogar Bier zu trinken geben, wogegen sich aber Fido hartnäckig sträubte, und war sehr enttäuscht, als Wilhelm beim Weggehen Miene machte, den Hund mitzunehmen.

„Hast du ihn denn nicht mir mitgebracht?“ fragte er mit einem Mäulchen.

Wilhelm beruhigte ihn, indem er ihm versprach,

daß er Fido jeden Tag sehen solle, und ihm in aller Form das Eigenthumsrecht auf das Thier übertrug. Unter diesen Bedingungen war Willy damit einverstanden, daß Fido fortfuhr, bei Wilhelm zu wohnen, und in der Carlstraße nur in häufigen Gastrollen erschien.

Der erste Besuch bei seinen Freunden auf der Uhlenhorst hellte Wilhelms Gemüth nicht auf. Er athmete in ihrem Hause eine reine, frische Luft und er hatte die Empfindung, daß er sie mit einem schweren, ungesunden Duft verderbe, der an ihm haftete und den er nicht loswerden konnte. Ihr Leben war durchsichtig wie Kristall und jede Minute desselben vertrug den strengsten Blick. Er dagegen hatte Manches zu verbergen. Sein Gedächtniß zeigte ihm allerlei Auftritte, er sah sich wieder in verschiedenen Lagen, in denen er sich befunden hatte und er dachte: „Was würden sie sagen, wenn sie wüßten!“ Paul und Malwine erzählten unbefangen von ihren letzten acht Monaten, er war dazu verurtheilt, in seinem Herzen verschlossen zu halten, was er erlebt hatte. Seine offene Natur war zur Hegung eines Geheimnisses schlecht eingerichtet. Es drängte sich ihm auf die Lippen, so oft er mit seinem Freunde beisammen war, und sein Bedürfniß, es auszusprechen, war um so mächtiger, als er über seine Handlungsweise noch durchaus kein sicheres Urtheil hatte und danach lechzte, aus dem Munde eines unbefangenen

Menschen von gesunder Sittlichkeit und Welterfahrung zu hören, daß er recht gethan. Er hatte in seiner Brust einen Ankläger, der ihn treulos und niedrig nannte und ihm Pilar als das Opfer eines Verraths zeigte, und er bedurfte eines Vertheidigers, da er selbst nicht im Stande war, die harten Beschuldigungen mit Ueberzeugung abzuwehren.

Die Hilfe, nach der ihn verlangte, sollte ihm werden. Er hatte bald nach seiner Ankunft in Hamburg an Schrötter geschrieben, um ihm seinen neuen Aufenthaltsort anzuzeigen, und in dem Briefe seine Sehnsucht geäußert, ihn nach so langer Trennung wiederzusehen. Er fragte zugleich, ob es unbescheiden wäre, ihm eine kleine Reise zuzumuthen, etwa nach Wittenberge, wo sie sich treffen und einen oder mehrere Tage miteinander verbringen könnten, wenn es Schrötter möglich wäre, sich auf kurze Zeit von Berlin loszumachen. Schrötter hatte mit der folgenden Post geantwortet. Er drückte seine Freude darüber aus, Wilhelm sich wieder nahe zu wissen, und versprach, die ersten freundlichen Apriltage zu einem Ausfluge nach Hamburg zu benützen. Er werde es so einzurichten suchen, daß er mindestens eine Woche mit Wilhelm beisammen bleiben könne. Vielleicht bringe er dann auch Bhani mit.

Es waren erst vier Tage verflossen, seit Wilhelm Schrötters Brief erhalten hatte, als der Portier des

Gasthofs ihm Nachmittags bei seiner Heimkehr von der Uhlenhorst, wo er zu Mittag gegessen hatte, mittheilte, ein Herr sei aus Berlin angekommen, habe nach ihm gefragt und erwarte ihn auf seinem Zimmer, dessen Nummer er ihm angab. Eine frohe Ahnung erfaßte Wilhelm, er eilte die Treppe so rasch hinauf, daß Fido ihm nicht nachkommen konnte, und klopfte an die ihm bezeichnete Thüre. Die Stimme, die „Herein" rief, war eine wolbekannte, einen Augenblick darauf umarmte er Schrötter.

Dieser sah nach den ersten Begrüßungen seinen jüngern Freund zwischen den schmal geöffneten Lidern lange prüfend an, dann sagte er: „Sie wundern sich wol, daß ich nicht bis April gewartet habe und so Knall und Fall gekommen bin?"

„Ich wundere mich weniger als ich mich freue," erwiderte Wilhelm und drückte die große, starke Hand Schrötters, der sich in den letzten fünf Vierteljahren fast gar nicht verändert hatte und mit seinen mächtigen Schultern und dem gewaltigen Kopf, dessen blonder, über der Stirn zusammengewirbelter Schopf kaum zu ergrauen begann, noch immer das alte Urbild reifer männlicher Kraft war.

„Es hat aber einen Grund, daß ich meinen ursprünglichen Vorsatz geändert habe," fuhr Schrötter fort, „ohne meine Schuld habe ich gegen Sie eine Unzart-

heit begangen, für die ich Sie persönlich um Verzeihung bitten muß!"

Er zog aus seiner Brusttasche einen Brief hervor und sagte, indem er ihn Wilhelm reichte: „Dieser Brief ist gestern angekommen. Nach der Aufschrift mußte ich annehmen, daß er an mich gerichtet sei, und so habe ich ihn gelesen und merkte dann freilich, daß er offenbar für Sie bestimmt war."

Wilhelm war bleich geworden, als Schrötter ihm den Brief gegeben hatte. Dieser zeigte eine französische Marke mit dem Pariser Poststempel und in den großen unbeholfenen Buchstaben einer wenig schreibegeübten Hand Schrötters Namen und Adresse. Nichts Aeußerliches ließ vermuthen, daß er für Wilhelm bestimmt war. Auguste — Wilhelm errieth sofort, daß er der Briefschreiber war — hatte nicht daran gedacht, in den ersten Umschlag einen zweiten mit Wilhelms Namen zu legen oder den letztern der ihm aufgeschriebenen Adresse Schrötters anzufügen.

Wilhelms Hand zitterte, als er das Blatt entfaltete, und vor seine Augen zog sich ein Schleier. Einen Augenblick lang hatte er Lust, den Brief einzustecken und zu sagen: „Ich lese ihn später," denn es war ihm zu qualvoll, seine Bewegung zu verrathen, während Schrötters Blick auf ihm ruhte. Doch was sollte die Verstellung jetzt? Schrötter mußte ja doch Alles er-

fahren. So begann er denn Auguste's steife Schriftzüge zu überfliegen.

Der Diener schrieb ihm in seinem Hintertreppen-Styl und mit einer Rechtschreibung, welche diesem angepaßt war:

„Paris, den 26. März 1880.

„Herr Doctor,

„Sie sind nun seit acht Tagen fort und es ist Zeit, daß ich Ihnen erzähle, was seitdem vorgegangen ist. War das eine Komödie! Sie werden gleich sehen.

„Als die Gräfin nach Hause kam und ich ihr die Thür öffnete, sagte ich nichts, dachte mir aber: Jetzt wird es losgehen. Und richtig, kaum war sie ins Schlafzimmer getreten, da hörten wir ein fürchterliches Geschrei. Ich erschrak nicht weiter, denn ich wußte ja, was es war, aber Isabel kam herbeigetorkelt und heulte französisch und spanisch durcheinander: Brennt es? Sind Diebe im Hause? Es war zum Todtlachen.

„Ich wurde hinaufgerufen und von Anne ausgefragt. Die Frau Gräfin hatte nicht die Kraft dazu. Sie kniete in ihrer Balltoilette neben dem leeren Bette, begrub das Gesicht in das Kissen, das noch den Eindruck Ihres Kopfes hatte, und weinte und weinte, als ob ihr die Petersilie verhagelt worden wäre. Ich weiß

ja, daß die Frau Gräfin sehr leicht weint. Das hat sie immer an sich gehabt, seit ich sie kenne, aber daß sie so viel Thränen im Leibe hat, hätte ich ihr doch nicht angesehen. Anne drang in mich wie ein Untersuchungsrichter, ich machte aber natürlich ein unschuldiges Gesicht und wußte von nichts. Im Grunde war es dieser Schlange egal, das sah ich sehr wol, und während sie mich verhörte, warf sie mir sogar Blicke zu, die mir darüber ein Langes sagten. Aber die Frau Gräfin ist sehr schlau. Sie dachte sich gleich, daß ich mehr wisse, als ich zu sagen für gut fand; sie wandte mir ein Gesicht zu, so weiß wie ein Käse, und sah mich mit Augen an, vor denen ich fast Angst bekommen hätte, wenn ich nicht, ohne Ruhm zu vermelden, aus Carpentras gebürtig wäre, und versuchte es zuerst mit Güte und drohte dann, mich gleich wegzujagen, und wollte mich zuletzt bestechen, indem sie mir allerlei versprach — meiner Treu, der Augenblick war nicht leicht zu überstehen, aber ich bin standhaft geblieben und die Frau Grafin warf sich wieder auf ihr Bett und der Hahn wurde wieder zu vollem Gange aufgedreht. Ist es da nicht der saubern Anne eingefallen, der Frau Gräfin zu sagen, sie solle in den Schränken nachsehen, ob ihr Geld und Schmuck da sei? Schweigen Sie, Unglückliche! schrie die Frau Gräfin, daß die Fenster zitterten, und warf der Person einen Blick zu, daß sie

zusammenklappte wie ein Taschenmesser. Sie ist nicht aus Carpentras. Um es kurz zu machen. Die Nacht ist keiner von uns zu Bette gegangen. Die Frau Gräfin bildete sich ein, Sie seien vielleicht um Mitternacht ein bischen spazieren gegangen und würden wiederkommen — eine gute Idee, nicht? Erst am Morgen begriff sie, daß der Vogel im Ernst ausgeflogen war, und das war dann ein anderes Bild. Sie legte sich krank, blieb fünf Tage in ihrem Zimmer, das dunkel verhängt war, aß nichts, trank nichts, redete irre, vier Aerzte kamen zu ihr, jeder zu fünfzig Franken die Visite, und Geistliche, und Nonnen, und die Mama, die Frau Marquise, bekam drei Depeschen, eine länger als die andere, und vorgestern ist sie angekommen und weint jetzt mit ihrer Tochter um die Wette. Aber die Tochter ist darin viel stärker. Seit sie die Mama hat, scheint die Frau Gräfin ruhiger. Gestern ist sie zum erstenmal aufgestanden und um Ihnen Alles zu sagen, was ich denke, ich hoffe, in vierzehn Tagen oder drei Wochen geht sie wieder auf einen Ball. Das wird ihr gut thun.

„Ihre Sachen hat sie auf den Boden räumen lassen, um sie nicht vor sich zu sehen, und Ihr Zimmer hat jetzt die Frau Marquise, aber die Frau Gräfin betritt es nicht. Der Haarkräusler erzählt, daß davon die Rede sein soll, ein anderes Hotel zu miethen oder

gar nach Spanien zu gehen. Ich würde die Frau Gräfin ungern verlassen, aber nach Spanien würde ich nicht mitgehen.

„Ich möchte den Herrn Doctor fragen, ob ich nach einiger Zeit, wenn die Frau Gräfin sich getröstet hat, Ihre Adresse bekanntmachen darf, damit man Ihnen Ihre Koffer und Sachen schicken kann.

„Ich hoffe, daß es Ihnen gut geht und daß Sie mir ein Wörtchen schreiben werden. Seien Sie ruhig wegen der Frau Gräfin, es wird Alles gut werden. Sie sind nicht der erste gewesen und hoffen wir, daß Sie nicht der letzte sein werden.

„Ich grüße Sie, Herr Doctor, Ihr sehr ergebener

Auguste."

„Nachschrift: Bei all ihrer Verzweiflung hat die Frau Gräfin Kopf genug, sogar Anne einreden zu wollen, Sie hätten wahrscheinlich vor Ihren politischen Feinden fliehen müssen, oder wären vielleicht sogar von preußischen Agenten entführt oder ermordet worden. Anne sagt, so etwas habe man schon oft erlebt, die Elende! Sie haben gut gethan, sich aus diesem Kasten fortzumachen."

Wilhelm merkte gar nicht, daß er den Brief ohne Unterbrechung zweimal, dreimal hintereinander las. Erst als er zum viertenmale beginnen wollte, kam ihm plötz-

lich zum Bewußtsein, daß er nicht allein sei, daß Schrötter dasitze und ihn beobachte, und er faltete verwirrt das Blatt zusammen. Er hatte nicht den Muth, etwas zu sagen oder den Freund anzusehen, sondern ließ Kopf und Hände sinken und schlug mit unglücklicher Miene die Augen nieder.

Schrötter brach zuerst das Schweigen. „Ich bitte Sie nochmals um Verzeihung, daß ich den Brief gelesen habe. Aber wie konnte ich ahnen" —

„Nein", sagte Wilhelm leise, „an mir ist es, Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich gegen Sie nicht offener war. Ich hatte aber die Absicht, diesen Fehler gutzumachen. Darum bat ich Sie um eine Zusammenkunft in Wittenberge."

„Ersparen Sie sich Mittheilungen, die Ihnen vielleicht schwer ankommen", bemerkte Schrötter liebevoll, „ich errathe den Zusammenhang und verstehe jetzt auch Ihre letzten Briefe. Ich dachte mir, daß Sie in einer Stimmung sind, in der Sie einen Freund neben sich brauchen können. Deshalb bin ich ohne Verzug gekommen."

„Sie sollen nichts errathen", erwiderte Wilhelm, Schrötter die Hand drückend; „ich will Ihnen Alles erzählen, es ist mir ein Bedürfniß und zugleich eine Art Sühne."

Und er begann seine Beichte mit dumpfer Stimme

und gesenktem Blicke, wie ein Sünder, der beschämende Schuld bekennt, und Schrötter hörte ihm ernst und schweigend zu wie ein Priester, vor dem eine gedrückte Seele ihre Bürde abwälzt. Wilhelm verschwieg nichts, nicht den Rausch der ersten Wochen, noch die Bitterkeiten der letzten. Er zeigte Pilars Leidenschaft und seine eigene Schwäche, das sinnliche Heidenthum und die Liebeskünste des unersättlichen Weibes und die unwürdige Rolle, die er vor Dienern und Fremden in ihrem Hause gespielt; er sprach von seinen qualvollen Zweifeln an der Richtigkeit seiner Handlungsweise und schloß mit der Frage: „Und nun sagen Sie mir, soll ich auf diesen Brief antworten?“

„Was fällt Ihnen ein!“ rief Schrötter, als Wilhelm geendet hatte und ihn mit banger Erwartung ansah. „Sie haben jetzt nichts Anderes zu thun, als verschollen zu bleiben. Sollte man Ihnen trotz Ihres Schweigens wieder schreiben, so würde ich Ihnen rathen, die Briefe ungelesen zu verbrennen. Das wird freilich eine gewisse Seelenstärke erfordern, aber da die Briefe ja an meine Adresse gelangen, so will ich es für Sie thun, wenn Sie mich dazu ermächtigen.“

Wilhelm rang nach einem Entschlusse: „Nicht ungelesen verbrennen,“ sagte er nach einer Pause. „Oeffnen Sie die Briefe und urtheilen Sie in jedem Falle selbst, ob Sie mir den Inhalt ganz oder theilweise bekannt geben wollen.“

„Immer noch nicht die gehörige Bestimmtheit des Willens!“ erwiderte Schrötter, „zuerst machen Sie sich los und dann haben Sie doch nicht den Muth, alle Brücken hinter sich abzubrechen. Glauben Sie mir, das Beste ist, Sie erfahren nichts mehr aus Paris und fordern einmal, nach Monaten, durch eine Mittelsperson Ihre Sachen zurück. Haben Sie Jemand in Paris, der das besorgen kann?“

„Nein.“

„Dann will ich es thun. Und wenn man die Sachen verfallen läßt, so ist auch nicht viel verloren. Vor allen Dingen keine Wiederanknüpfung. Dieser Lakai, der Ihnen schreibt, sieht in seinem Cynismus das Verhältniß ganz gesund an. Sie müssen es nicht tragisch nehmen. Sie haben Ihre Herzenskrise gehabt, der kaum Jemand entgeht. Sie ist bei Ihnen spät gekommen und unter unglücklichen Nebenumständen. Das hat sie schwerer gemacht, als sie sonst wol zu sein pflegt. Aber jetzt soll sie für Sie vorüber sein. Allerdings wird es einiger Zeit bedürfen, bis Sie Ihren Gleichmuth wiederfinden. Was ich bei dem Abenteuer am meisten beklage, das ist, daß Sie fürs Erste an keine Ehe denken können, die ich doch für Sie so sehr gewünscht hätte. So lange die Erinnerung an dieses berauschende Weib in Ihnen frisch ist, wird Ihnen jedes

anständige deutsche Mädchen reizlos und die Liebe, die es Ihnen bieten kann, ohne Würze scheinen.“

„Sie sprechen immer von mir,“ wagte Wilhelm einzuwenden; „aber das ist ja nicht die Hauptsache; was mich drückt, das ist, daß ich an ihr treulos gehandelt habe.“

„Seien Sie darüber ruhig,“ gab Schrötter zurück. „Sie waren im Falle einer Art Nothwehr und konnten, ja durften nicht anders handeln. Nicht zu entschuldigen wären Sie gewesen, wenn Sie noch länger geblieben wären. Denn ein solches Verhältniß ist nur verständlich, wenn der Mann das Weib sehr liebt, Sie aber, mein Freund, haben die Dame nicht geliebt. Wenn Sie sich darüber noch nicht klar sein sollten, so kann ich es Ihnen versichern. Hätten Sie sie geliebt, so würden Sie sich von ihr nicht getrennt haben. Sie hätten sie aus Paris nöthigenfalls gewaltsam entführt und mit ihr in irgend einem unbekannten Erdenwinkel weitergelebt wie anfangs in St. Valery. Oder Sie wären nach den Philippinen gereist und hätten den Mann auf Leben und Tod herausgefordert, um sie freizukämpfen oder unterzugehen. So handelt Liebe, wenn sie die Urgewalt hat, die sie haben muß, um ein solches Verhältniß vor der höhern, natürlichen Sittlichkeit zu rechtfertigen. Ist sie aber nicht stark genug, um

diese Entschlüsse einzugeben, so ist sie unsittlich und muß abgeschüttelt werden."

Wilhelm war nicht überzeugt. „Ich schulde ihr doch Dank dafür, daß sie mich liebt. Das erlegt mir Pflichten auf. Ich habe nicht das Recht, ein Herz zu brechen, das sich mir ganz gegeben hat."

„Dieser Gedanke scheint edel," erwiderte Schrötter bestimmt, „er ist aber in Wirklichkeit eine krankhafte Schwäche. Die Liebe kennt keine Almosen. Man gibt sich ganz oder gar nicht. Glauben Sie, daß ein hochgesinntes Weib es annimmt, wenn Sie ihm sagen: Ich liebe dich nicht, ich möchte dich verlassen, aber ich bleibe bei dir, um dir keinen Schmerz zu bereiten, aus Mitleid, aus Weichseligkeit? Es würde Sie von sich stoßen und tausendmal lieber sterben, als von Ihrer Gnade weiterleben wollen. Ein Weib aber, das nach einer derartigen Erklärung den Mann noch festhalten möchte, ist aus so gemeinem Stoffe, daß ich es einer heftigeren Schmerzensempfindung gar nicht für fähig halte. Das Weib denkt über diese Frage im Allgemeinen viel richtiger und natürlicher als der Mann. Wenn es nicht liebt, so fühlt es sich zu keiner Rücksicht verpflichtet und die Erwägung, daß es einem Manne Schmerz bereitet, hat es schwerlich jemals davon abgehalten, eine unwillkommene Liebeswerbung zurückzu-

weisen. Es gibt nothwendige Grausamkeiten, mein Freund. Der Arzt weiß das besser als Irgendwer."

Wilhelm schüttelte nachdenklich das Haupt: „Ihre Grausamkeiten sind nicht zu Ihrem eigenen Vortheile verübt, sondern zu dem der Kranken. Für meine habe ich nicht diese Entschuldigung."

„Doch!" rief Schrötter. „Sie heilen die Gräfin von einem krankhaft überspannten Gefühle. Dieser Auguste hat Recht. Sie wird sich trösten."

„Und wenn nicht?"

„Wenn nicht? Ja, was soll ich Ihnen darauf sagen! Das müssen wir eben abwarten. Aber es sollte mich doch sehr wundern. Die gefährlichste Zeit ist vorüber. Wenn Frauen in solchen Fällen eine Tollheit begehen wollen, so thun sie es im ersten Augenblick. Die Gräfin hat ihre Mutter bei sich, sie hat drei Kinder, sie ist nach Allem, was ich sehe, ungemein beweglichen Geistes und Gemüths, die Verzweiflung wird sich bald geben. Wenn aber nicht, so haben Sie ja auch in einem Jahre Zeit, die Heimkehr des verlornen Sohnes aufzuführen und das fette Kalb schlachten zu lassen."

Als ihn Wilhelm mit einem Blicke ansah, der etwas wie einen verhaltenen Vorwurf ausdrückte, legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie finden mich wahrscheinlich lieblos und philiströs, Sie

vermissen in meinen Worten den romantischen Hochflug. Das ist ganz natürlich. Die Sprache der Vernunft scheint der Leidenschaft immer flach, und nicht nur der Leidenschaft, sondern auch der Empfindelei und Schwäche. Werden wir fertig. Meinen Rath haben Sie nun. Sie geben kein Lebenszeichen von sich und ermöglichen so der Zeit, ihr Werk zu thun. Suchen Sie selbst zu vergessen und helfen Sie der Dame ehrlich, es auch ihrerseits zu thun, indem Sie es sich versagen, sie durch Briefe oder sonstige Annäherungen wieder an Sie zu erinnern. Und nun sprechen wir von etwas Anderem. Was haben Sie weiter vor?"

„Nichts," erwiderte Wilhelm mit einer muthlosen Handbewegung. „Ich habe mir sehr wol gemerkt, was Sie mir zu Neujahr schrieben. Wenn unsere Wünsche unsere Zukunft sind, so gibt es für mich keine Zukunft, da ich keine Wünsche habe."

„Nicht einmal den, wieder mit mir beisammen zu sein?" fragte Schrötter.

„Doch", antwortete Wilhelm rasch und blickte ihm treu in die tiefen blauen Augen.

„Nun sehen Sie. Das Wanderleben taugt Ihnen nichts. Sie müssen trachten, nach Berlin zurückzukommen."

„Aber Sie wissen ja —"

„Natürlich weiß ich. Es muß eben etwas geschehen.

Sie müssen bei den Behörden um Zurücknahme der Ausweisung einkommen."

„Dazu rathen Sie mir?"

„Ungern, das können Sie sich denken. Aber ich sehe für Sie nichts Anderes zu thun."

„Was sollte ich in einem Gesuche sagen? Ich könnte weder eine Schuld in der Vergangenheit bekennen, noch Besserung für die Zukunft versprechen."

„Nein. Mit Gründen könnten Sie nicht kommen. Es müßte ein nacktes Gnadengesuch sein." Und als Wilhelm unwillkürlich zurückfuhr, setzte Schrötter hinzu: „Man darf in einem solchen Falle nicht stolz sein. Es ist keine Schande, in dem monströs ungleichen Kampfe des Einzelnen gegen die organisirte Gewalt des ganzen Staates sich für besiegt zu erklären und Unterwerfung anzubieten."

„Ein Gesuch, in welchem ich ohne loyale Phrasen und Betheuerungen einfach sagen würde: Bitte, erlauben Sie mir wieder nach Berlin zu kommen, denn es gefällt mir dort besser als überall sonst, wäre doch aber völlig aussichtlos und ich hätte mich umsonst gedemüthigt."

„Wir müssen eben Fürsprache haben. Ich werde mich bemühen, ein gutes Wort des Oberbürgermeisters für Sie zu erlangen."

„Würden Sie thun, was Sie mir rathen?"

Schrötter schwieg eine kleine Weile, dann sagte er:

„Mein Fall ist nicht derselbe. Wenn mir Berlin so nöthig wäre wie Ihnen, dann thäte ich es. Gewiß!“

Wilhelm machte eine Miene, als hätte er etwas Bitteres im Munde und müßte es verschlucken. Da strich ihm Schrötter mit der starken Hand über den schwarzen Kopf und sagte zärtlich: ‚Ja, Freund Eynhardt, Sie schreiben das Gesuch und es führt hoffentlich zum Zwecke. Sie thun es für mich. Ja, sehen Sie mich nur an. Ich bedarf Ihrer. Sie fehlen mir. Ich fange an, ein alter Mann zu werden. Zu sechzig Jahren knüpft man keine neuen Freundschaften mehr an. Um so ängstlicher pflegt man die, welche man hat. Berlin scheint mir ohne Sie öde und nahezu unleidlich. Sie wissen nicht, wie unerträglich die Zustände geworden sind. Man mißbraucht ohne Gewissensbedenken die rührendste und liebenswürdigste Eigenschaft unseres Volkes, seine Dankbarkeit, die es bis zu unzulässiger Schwäche übertreibt. Man sucht Deutschland an Händen und Füßen zu binden, zu knebeln und in den Absolutismus zurückzuschleppen, so lange es in seiner Sentimentalität es nicht übers Herz bringen kann, sich zur Wehre zu setzen. Man schmeichelt den niedrigsten Volkstrieben und zieht sie mit raffinirter Entmannungskunst groß. So ist es richtig gelungen, Deutschland die abscheulichste Form der Selbstvergötterung, den Chauvinismus, zu geben. Man vergiftet seine Sittlichkeit durch eine weise Organisation

der Käuflichkeit aller Gewissen, und aller Ueberzeugungen. Man verfälscht ihm seine Ideale, indem man den Offizier zum Nationalheiligen dekretirt, vor dem das ganze Volk mit Inbrunst seine Andacht verrichten soll. Die Zeitung, das Buch, das Bild, die Bühne, der Lehrstuhl, Alles predigt: der höchste Ausdruck des Menschenthums ist der Offizier und Strammheit, Schneidigkeit, das heißt Unselbstständigkeit, Beschränktheit, Dünkel, Ueberhebung, sind die erhabensten Eigenschaften des Mannes und Staatsbürgers. Das Heer lehrt man vergessen, daß es das Volk in Waffen ist, und erzieht es zu einer Schaar persönlicher Diener. Selbst wenn sie in die bürgerlichen Verhältnisse zurückgetreten sind, sollen die ehemaligen Soldaten die Vorstellung ihres Bedientenverhältnisses sorgfältig weiter pflegen und die geliebte Kaserne mit ihrer Unterthänigkeit und ihrem Verzicht auf eigenen Willen im Kriegerverein wiederfinden. Wohin ich immer sehe, es kommt mich ein Grauen an. Alles ist zermalmt, alles ist verwüstet, nichts hat der herrschende Wille aufrecht gelassen. Selbst die Jugend, unsere Hoffnung, ist theilweise durchseucht. Ich finde in manchen Studentenkreisen eine Charakterlosigkeit, eine Streberei, eine niedrige Schweifwedelei vor dem Erfolge, eine feige Vergötterung der rohen Kraft, die ohne Beispiel in unserer Geschichte ist. Instinctiv nimmt diese verfaulte Jugend in jeder Frage Partei für den Starken gegen

den Schwachen und für den Verfolger gegen den Verfolgten, in einem Alter, in welchem mein Geschlecht ganz von selbst, ohne nach Recht oder Unrecht zu fragen, sich für jeden Unterdrückten und gegen jeden Unterdrücker leidenschaftlich aufregte. Freilich, wir waren Schwachköpfe, wir Achtundvierziger, und die goldene Jugend von heute, die ich meine, verhöhnt überlegen unsern einfältigen Idealismus. In der Hand des gegenwärtigen Systems ist Alles zum Fluche geworden, sogar der Parlamentarismus. Denn er gibt dem Volke keine Mittel, seinen Willen geltend zu machen, und ist ein bloßer Vorwand zu einer allgemeinen Wahlverderbniß geworden. Unsere Beamten, auf deren Unabhängigkeit wir einst so stolz waren, sind in Wahlagenten verwandelt und müssen die Gegner der Regierung verfolgen, bedrücken, peinigen, wenn sie vorwärts kommen wollen. Der Polizeistaat, wie wir ihn nicht mal vor Achtundvierzig gekannt haben. Denn sein Recht ist damals Jedermann geworden, wenn es auch ein kümmerliches Recht war, und der Beamte war nicht der Feind des Bürgers, sondern sein etwas rechthaberischer Vormund und Beschützer. Soll ich Ihnen Alles sagen? Die tröstlichsten Menschenerscheinungen, die ich im heutigen Deutschland sehe, sind die Sozialisten. Sie haben Unabhängigkeit, Opfermuth, Charakter, Idealismus. Ihr Ideal ist nicht das meinige, ganz und gar nicht.

Aber was macht das? Es ist eine Erquickung, Leute zu sehen, die überhaupt ein Ideal haben und bereit sind, dafür zu leiden und zu sterben. Ich sehe sehr schwarz. Ich fürchte, das heutige Geschlecht muß aussterben, ehe das deutsche Volk wieder das gerade, treue, unbestechliche Idealistenvolk wird, das sich an allen Wendepunkten seiner Geschichte für Geistesfreiheit und andere sittliche Ziele fast zu Tode geblutet hat. Wenn nur der Schade kein unheilbarer ist! Wenn das Volk nur noch genug Lebenskraft übrig behält, um den ihm eingeimpften Giftstoff auszuscheiden und wieder zu gesunden."

Er war in seiner Erregung aufgesprungen und im Zimmer hastig auf und ab gegangen wie ein zorniger Löwe in seinem Käfig. Wilhelm hatte den wie von einem gewaltigen innern Druck herausgepreßten Redestrom nicht unterbrechen wollen. Jetzt sagte er: „Ich begreife Ihre Auffassung der Verhältnisse sehr wol. Sie sind als Achtundvierziger ausgewandert und haben Ihre demokratischen Ideale in Ihrem Herzen bewahrt. Zwanzigjährige Entfernung und heiße Sehnsucht nach dem Vaterlande hat Ihnen dieses verklärt. Dann kommen Sie zurück und finden ein Land, dessen geschichtliche Entwickelung mittlerweile ganz andere Bahnen eingeschlagen hat, und die nüchterne Wirklichkeit entspricht in keinem Punkte dem poetischen Bilde, das Sie sich ausgemalt haben. Natürlich sind Sie schmerzlich ent-

täuscht. Ich kenne diesen Gemüthszustand von meinem Vater her. Aber darf ich mir Ihnen gegenüber die Bemerkung erlauben, daß Ihr Urtheil zu hart und vielleicht nicht einmal in allen Stücken begründet ist? Ein Regierungssystem geht vorüber, das Volk bleibt. In seiner Tiefe ist es von der amtlichen Verderbniß unberührt und Sie erkennen ja selbst an, daß die Streber nur einen kleinen Theil der Jugend ausmachen. Mir ist um die Zukunft unseres Volkes nicht bange."

„Sie mögen Recht haben," erwiderte Schrötter ruhiger und blieb vor Wilhelm stehen. „Aber die Gegenwart ist finster. Das steht fest. Doch genug davon. Ich sollte Ihnen das Herz erleichtern und habe in Wirklichkeit das meine erleichtert. Es war gerüttelt voll und ich habe in Berlin Niemand, vor dem ich es ausschütten möchte. Sie sehen, ich muß Sie bei mir haben. Also schreiben Sie Ihr Gesuch. Und wenn es nicht bewilligt wird, dann — dann gehen wir zusammen nach der Schweiz oder nach Amerika und lieben aus der Ferne unser Volk ohne Beimischung von Bitterkeit, wie ich es in Indien geliebt habe."

Angesichts dieses tiefen, selbstlosen Kummers über Zustände der Allgemeinheit, der in Schrötters Stimme bebte und aus seinen düstern blauen Augen sprach, schämte sich Wilhelm beinahe, daß er mit seinen eigenen kleinen Schmerzen so viel Aufhebens gemacht hatte.

Er erklärte sich bereit, das Gesuch einzureichen, und zum erstenmale seit Wochen wurde er fähig, an etwas Anderes zu denken als an Pilar und sein Verhältniß zu ihr.

Schrötter blieb einige Tage, während welcher er fast beständig mit Wilhelm und Paul beisammen war. Die Drei fühlten sich durch diesen innigen Verkehr wie um ein Jahrzehnt verjüngt und Paul wiederholte immer: „Wäre es nicht herrlich, Herr Doctor, wenn Sie Beide sich neben mir ankauften und wir wenigstens in den Sommermonaten eine Art gemeinsamen Lebens führen könnten? Ich bin überzeugt, das würde ein Mittel sein, um ewig jung zu bleiben.“ Schrötter lächelte über diesen Vorschlag. Er war schon zufrieden, wenn er nur Wilhelm wieder in seiner Nähe haben konnte. Einstweilen riefen ihn Bhani, seine Armen, seine Kranken nach Berlin zurück und er schied mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß Wilhelm ihm bald werde nachkommen dürfen.

Schrötter verlor keine Zeit. Er suchte einflußreiche Leute für Wilhelms Angelegenheit zu interessiren, aber die Schwierigkeiten waren größer, als er sich vorgestellt hatte. Wilhelm war schlecht angeschrieben und die Polizeibehörde nicht von der Ueberzeugung abzubringen, daß er Sozialist sei und die Partei mit ansehnlichen Geldmitteln unterstütze.

Etwa drei Wochen nach seiner Hamburger Reise traf ein neuer Brief von Auguste an Schrötter ein. Der Diener wunderte sich, daß der Herr Doctor ihm nicht geantwortet habe, und erzählte, es gäbe jetzt eine ganz andere Geschichte. Man habe entdeckt, daß die Frau Gräfin sich im Geheimen Morphin-Einspritzungen — Auguste nannte es Morphin-„Stiche“ — mache, und nun müssen zwei barmherzige Schwestern sie Tag und Nacht bewachen, um sie daran zu verhindern. Schrötter urtheilte, daß es unnöthig sei, Wilhelm von diesem Briefe Mittheilung zu machen.

Auf Wilhelm hatte das Beisammensein mit Schrötter ungemein günstig gewirkt. Seine Selbstquälerei wurde weniger scharf, die Erinnerung an Paris trat in die Vergangenheit zurück und in dem Maße, in welchem sie verblaßte, rötheten sich seine Wangen wieder und wurden seine matten Augen heller. Wol war er noch immer dem Welttreiben fremd und von dem tiefen, dumpfen Gefühle beherrscht, daß sein Leben völlig unnütz sei, aber dennoch hatte er jetzt seit langen Jahren, vielleicht seit seinem Doctor-Examen, zum erstenmal wieder einen Wunsch und eine Hoffnung: den Wunsch und die Hoffnung, daß ihm die Rückkehr nach Berlin gestattet werde. — Am letzten Sonntag des Aprils war Wilhelm Nachmittags auf der Uhlenhorst zu Besuche. Die Uebersiedelung der Familie Haber nach Friesenmoor-

Haus stand bevor und Paul hatte sich auf das Gut begeben um einige Anordnungen zu treffen. Man erwartete ihn vor Abend zurück und es war verabredet, daß sie noch eine Spazierfahrt auf der Alster im Ruderboote machen sollten.

Der Frühling war in diesem Jahre früh angebrochen, die Bäume zeigten ein fröhliches Sprossen, die Luft war wunderbar lau und würzig und am herzerquickend blauen Himmel schwammen flockige weiße Wolken, die man nicht ziehen sehen konnte, ohne ihnen mit süßen Träumen und Ahnungen zu folgen. Es war eine Sünde, an diesem schönen Sonntag-Nachmittage im geschlossenen Raume zu bleiben. Malwine schlug also vor, auf die Uferterrasse hinauszugehen und da zu sitzen, bis Paul heimkam.

Die Terrasse gehörte zur Villa in der Carlstraße. Sie lag am Uferwege, der den Namen „An der schönen Aussicht“ mit Recht führt, und war viereckig in die Alster hinausgebaut. Eine niedrige Steinbalüstrade faßte sie an drei Seiten ein, die vierte gegen den Uferweg hin bildete ein Eisendrahtzaun mit einer versperrbaren Gitterthüre. In einer Ecke der sonst asphaltirten Terrasse war ein rundes Blumenbeet angelegt, in welchem Maiglöckchen und Veilchen aufzublühen begannen. Außerdem standen am Steingeländer nach der Wasserseite unter einem zeltartigen Sonnenschirm ein Gartentisch

und einige Stühle. Hier nahmen Malwine und Wilhelm Platz, während der kleine Willy sich mit Fido herumtummeln durfte. Rechts an der Terrasse war ein schmaler Hafen, mit einem flachen Ruderboot, das später zur Lustfahrt dienen sollte. Das Fahrzeug war an einer hölzernen Lände vertaut, die den kleinen Hafen auf der andern Seite einsäumte und von welcher einige grünbemooste Bretterstufen zum Wasser führten. Die Alster war von der Schneeschmelze und den Frühlingsregen so hoch angeschwollen, daß sie fast bis an die Terrasse emporspülte und von der Stiege ragte nur eine Stufe über ihren Spiegel hervor. Willy fand es auf der Terrasse etwas langweilig. Er zog es vor, auf der Lände zu spielen und sogar ins Boot zu springen, in das ihm Fido nicht folgen wollte, weil er vor dem Wasser Angst hatte.

Der Blick über die Gegend war zaubervoll. Das entgegengesetzte Ufer glänzte in dem feinen weißlichen Lichte nordischer Frühlingstage wie von Silberlasuren. In der Ferne hingen die Häusermassen und Thürme von Hamburg am Horizont wie ein zart gefärbtes etwas verwaschenes Transparent-Bild. Den seeartig weiten Spiegel der Alster kräuselte ein leichter Windhauch und in seinen Glanz pflügten rothe und grüne Dampfer dunkle Furchen, die lange standen und sich in zahlreichen Krümmungen und Schlängelungen weit hinzogen. Auf

dem langsam fließenden Wasser schwammen zahlreiche kleine Ruder- und Segelboote, bevölkert von sonntägig gekleideten Paaren und Gruppen, deren Gespräch und fröhliches Lachen über die Wellen bis ans Ufer herübertönte. Ganz nahe an der Terrasse zog ein Segelboot vorüber, das dem Fährhaus zustrebte. Ein Bursche handhabte die Segelraae, ein kleiner Junge steuerte und auf der Bank saßen ein junger Mann und ein frisches, hübsches Mädchen, die einander zärtlich umschlungen hielten und halblaut das Lied „Freut euch des Lebens“ sangen. Malwine lächelte, als sie diese Idylle sah, und sagte zu Wilhelm, der in die stille sonnige Schönheit des Rundbildes hineinträumte: „Gibt es etwas Reizenderes an einem solchen Frühlingstage, als sich so zu lieben wie diese beiden Leutchen da vorn?“

Ein Schatten flog über Wilhelms Gesichts. Er sah sich im hohen Grase unter dem Baume mit dem dichten Laube bei St. Valery liegen und über sich eine weiße Hand, die ihn mit zerpflückten Blumen bestreute.

In diesem Augenblicke hörten sie einen kleinen Schrei, dem gleich ein zweiter, ängstlicherer und ein Röcheln folgte. Beide sprangen auf und Malwine stieß einen furchtbaren, markerschütternden Entsetzensruf aus. Gerade vor ihnen, einen halben Schritt von der Terrasse, sahen sie den kleinen Willy inmitten eines Schaumwirbels, den er mit den verzweifelt arbeitenden

Gliedmaßen erregte. Die beiden Arme waren wild in die Höhe geworfen und ragten über das Wasser hervor; der Kopf mit den fließenden blonden Locken aber tauchte abwechselnd unter und wieder auf und der kleine verzerrte Mund öffnete sich zu krampfhaftem Athmen und Schreien, welches das einströmende Wasser verhinderte. Der heftig schwankende Kahn nebenan erklärte zur Genüge, wie das Unglück geschehen war. Der Knabe hatte sich auf den Rand des Fahrzeugs gestellt, um sich zu schaukeln, war ins Wasser geglitten und von seinen ordnungslosen Bewegungen schon zwei Schritte weit fortgetrieben worden. Fido stand bellend und keuchend auf der Holztreppe und tauchte immer von Neuem die Pfote ins Wasser, zog sie jedoch gleich wieder zurück.

Malwine machte mit den Armen eine Bewegung nach ihrem Kinde, die Füße aber blieben gelähmt und sie konnte nur furchtbare, unartikulirte Schreie ausstoßen. Das dauerte kaum einige Sekunden, eben nur die Zeit, die nöthig war, um sich vom Vorgefallenen Rechenschaft zu geben, dann stieg Wilhelm blitzschnell auf seinen Stuhl und sprang mit einem Satz über die Balüstrade hinweg ins Wasser. Er verschwand unter dem Spiegel, der Auftrieb brachte ihn rasch wieder empor und er tauchte gerade neben dem Kinde auf, das ihn mit der letzten Kraft umklammerte. Wie er es

anfing, wußte Wilhelm selbst nicht, aber obwol er nicht schwimmen konnte, schob er irgendwie den Knaben mit untergehaltenen Armen vor sich her der Terrasse zu und rief mit angstvoller Stimme: „Nehmen Sie ihn! Nehmen Sie ihn!“ In Malwine kam Leben, sie beugte sich über die Balüstrade hinab und streckte die Arme aus, Wilhelm machte eine Anstrengung und hob den Knaben ein wenig in die Höhe, sie konnte ihn erfassen und umschlingen und zog ihn, und so schien es, auch Wilhelm empor, denn dieser tauchte einen Augenblick bis über die Schultern aus dem Wasser auf. Ein Ruck und sie hatte den ohnmächtigen Knaben über die Balüstrade herübergebracht und hielt ihn in den Armen, während sie unaufhörlich um Hilfe rief. Vom Uferweg, von der Carlstraße, vom Fährhaus eilten Leute herbei, im Nu füllte sich die Terrasse, man nahm der Mutter, die noch immer wie geistesabwesend war, den triefenden Knaben ab, um ihn in das Haus hinüberzutragen, sie brach sich durch den Menschenknäuel Bahn und schwankte nach, da traf der Ruf ihr Ohr: „Da ist ja noch Einer im Wasser!“ Erst jetzt fiel ihr auch Wilhelm ein; zu Tode erschrocken wandte sie sich um und stürzte zum Rande der Terrasse zurück. Dort stand eine Reihe Menschen, die heftig gesticulirten und durcheinander schrieen und ihr die Aussicht verstellten. Eine Lücke öffnete sich erst, als zwei oder drei Leute,

die mehr Geistesgegenwart hatten als die übrigen, zur Lände hinabstürmten, ins Boot sprangen, es losbanden und abstießen, und nun konnte sie mit namenlosem Entsetzen sehen, daß Wilhelm von der Oberfläche des Wassers verschwunden war, ohne daß die schlammig getrübten undurchsichtigen Fluthen verriethen, wo er untergegangen sein mochte. Bei diesem Anblick schwanden ihr die Sinne und als sie wieder zu sich kam, lag sie mit geöffneten Kleidern auf dem Sopha im Rauchzimmer ihres Mannes und ihre Dienstmädchen waren um sie beschäftigt. Sie blickte zuerst erstaunt um sich, dann kam ihr mit einemmale die Erinnerung wieder und sie rief mit bebenden Lippen: „Wie ist es mit Willy? Und Doctor Eynhardt?"

„Herr Willy ist schon ganz munter, man bringt ihn zu Bette," beeilten sich die Mädchen zu erwidern.

„Aber Doctor Eynhardt?"

Darauf hatten sie keine Antwort.

Malwine sprang auf und wollte hinauseilen.

„Gnädige Frau! Gnädige Frau!" riefen die Mädchen entsetzt, „so können Sie doch nicht hinaus."

Sie hielten sie zurück, Malwine suchte sich loszumachen, da wurde ein Geräusch von Schritten und ein Gemurmel vieler Stimmen im Vorhause hörbar; man riß die Zimmerthüre hastig auf, der Diener in Jägertracht steckte den Kopf herein, fuhr aber zurück, als er

Malwine sah, schloß die Thüre wieder hinter sich und ging draußen weiter, während die Tritte und das Gemurmel der Stimmen ihm nachzogen.

„Sie haben ihn gebracht," kreischte Malwine und war nicht länger zu halten. Einen Augenblick später wußte sie, daß ihre Ahnung richtig war. Auf dem Billard im Zimmer rechts vom Vorhause lag Wilhelms unbewegliche Gestalt, von den Leuten umstanden, die ihn hereingetragen hatten. Von seinen Kleidern floß das Wasser, bildete kleine Bäche auf dem grünen Tuche und verrann in die Ledertaschen des Billardtisches. Kein Athem hob die Brust und aus den halboffenen glasigen Augen starrte der Tod.

Ein Arzt war bald zur Stelle, man schaffte die Neugierigen aus dem Hause und begann Wiederbelebungsversuche anzustellen, die fast seit einer Stunde ohne Unterbrechung dauerten, als Paul hereinstürzte und mit erstickter Stimme rief: „Doctor, Doctor, lebt er?" Die Dienstboten hatten ihn draußen mit fliegenden Worten von Allem unterrichtet.

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Es ist nichts mehr zu machen."

Paul wollte es nicht glauben. Er duldete nicht, daß man von den Bemühungen ablasse. Die Abreibungen, die Bewegungen, das künstliche Athmen mußten eine neue volle Stunde lang fortgesetzt werden.

Aber der Tod hielt seine Beute fest und ließ sie sich nicht abjagen.

Zwei Tage später, bei grauem Regenwetter, wurde der Todte begraben. Schrötter war zum Leichenbegängnisse von Berlin gekommen. Er sah ganz gebrochen aus und der Gram alterte seine Löwenzüge erschreckend. Malwine und der kleine Willy lagen krank und nur Paul konnte mit Schrötter dem Freunde auf dem letzten Gange folgen. Als der Sarg hinausgetragen und auf den Leichenwagen gehoben wurde und Paul zur Thüre seines Hauses heraustrat, sah er durch den Thränenschleier, der ihm die Augen verdunkelte, auf der andern Seite der Carlstraße einige hundert Männer in Reih und Glied aufgestellt. Es waren meist junge Leute, doch unter ihnen auch manche ältere, alle ärmlich, aber rein und ganz gekleidet. Sie trugen jeder eine rothe Strohblume im Knopfloch, hielten sich unbeweglich wie eine Truppe unter den Waffen und schienen den Befehlen eines Mannes mit ergrauendem Barte zu gehorchen, der ordnend vor der langen, stillen Front auf und ab ging.

Paul war überrascht und fragte den Leichenbesorger, der ihn neben dem Leichenwagen erwartete, wer die Leute seien. Er hatte Niemand eingeladen und erwartete keinen Zulauf, obgleich die Hamburger Blätter über den Unglücksfall lang berichtet hatten.

Der Leichenbesorger ging hinüber, sprach mit dem Manne, der anscheinend der Führer der Truppe war, und berichtete als er zurückkam: „Es sind Arbeitervereine aus Hamburg und Altona. Ihr Führer sagt, der Todte wäre zwar keiner der Ihrigen gewesen, aber sie wollten ihn ehren, weil er ihnen im Leben Gutes erwiesen.“

5.

Uden horizo.

Am 1. Mai des folgenden Jahres, der auf einen Sonntag fiel, rollte Vormittags ein ziemlich langer Wagenzug auf der Straße von Harburg nach dem Friesenmoor hin. An der Grenze des Gutes machten die Wagen Halt. Vor ihnen erhob sich eine Ehrenpforte aus Tannenreisig und Feldblumen-Gewinden, mit Flaggen und Bändern geschmückt und mit einer goldenen Inschrift auf blauem Schilde, welche lautete:

„Fruchtbarer Arbeit, treuem Fleiß
Gab Königs Gnade ihren Preis."

Ein Verein mit seiner Fahne war neben der Ehrenpforte aufgestellt. Böllerschüsse krachten, der Fahnenträger schwenkte seine Fahne, der Verein brachte drei Hochs aus und sein Vorsteher oder Sprecher trat an den ersten Wagen heran, in welchem neben einem noch jungen bebrillten Herrn ein Offizier in schöner Landwehr-Dragoner-Uniform, die Brust ganz mit Ordenskreuzen

bedeckt saß. Der bebrillte Herr war der Landrath des Kreises, der Reiteroffizier aber niemand anders als Paul Haber, der jetzt Herr Paul von Haber hieß. Denn er war in den Adelsstand erhoben worden und feierte heute dieses große Ereigniß inmitten seiner Gutsbevölkerung und einer Schaar eingeladener Gäste, die er, von seinen „jungen Leuten", den vornehmen Praktikanten, begleitet, mit einem Dutzend Wagen vom Bahnhof zu Harburg abgeholt hatte.

Der Sprecher des Vereins, ein Mann von reichlich fünfzig Jahren mit ergrauendem Barte, feierte den Gutsherrn in einer überschwenglichen Anrede, in der er ihm, dem Siebenunddreißigjährigen, unter Anderem sagte: „Wir Alle betrachten Sie als unsern Vater und verehren und lieben Sie wie Ihre Kinder." Paul dankte lächelnd mit einigen freundlichen Worten, dann neue Hochs, neues Fahnenschwenken und Böllerschießen und der Zug konnte sich wieder in Bewegung setzen.

Am Eingang von Kaiser Wilhelms-Dorf erfolgte eine zweite, viel umständlichere Begrüßung. Auch hier gab es einen Triumphbogen und Böller und nicht ein, sondern drei Vereine mit Fahnen und Bannern, dann die Schuljugend mit Pastor und Lehrer an der Spitze und der ganze weibliche Theil der Bevölkerung faßten die Fahrstraße zu beiden Seiten ein und drängten sich haufenweise neben dem Triumphbogen zusammen. Der

Pastor hielt eine Rede, ein blondes Schulmädchen sprach ein längliches Gedicht, das der Lehrer im Schweiße seines Angesichtes verfaßt hatte, der Gesangverein trug ein Lied vor, der Jünglingsverein, der die Instrumental-musik pflegte, flötete und trompetete einen Choral und erst als die allgemeine Freude und Begeisterung sich in Schüssen, Worten, Reimen und Klängen gehörig Luft gemacht hatte, fuhren die Wagen weiter und gelangten endlich vor die Rampe des Friesenmoor-Hauses, wo Frau von Haber, die Frau Brohl und Frau Märker neben sich hatte, die Ankömmlinge empfing. Im Augenblicke, als sie vom Wagen stiegen, flogen an der Flaggenstange am Zinnenthurm drei Fahnen in die Höhe: zu oberst die schwarzweißrothe Fahne des Reichs, dann die weißschwarze preußische Fahne und unter dieser ein grünweißrothes Banner mit einem großen Wappen-schilde in der Mitte. Diese dritte den Gästen etwas räthselhafte Fahne war das neue Hausbanner derer von Haber und das Wappen der edle Wappenschild dieses Geschlechts, der bei dieser Gelegenheit zum erstenmale von der fröhlichen Maiensonne beschienen und von den Augen der Menschen bewundert wurde.

Es war Paul nicht leicht geworden, sich ein Wappen zu wählen. Seit fünf Monaten, nämlich seit er wußte, daß seine Standeserhöhung beschlossene Sache war, widmete er dieser Frage den besten Theil seines Denkens.

Er schwankte lange zwischen edler, alterthümlicher Einfachheit und modernerer Sinnbildlichkeit. Ein redendes Wappen war ausgeschlossen, denn es war natürlich nur ein schlechter Witz von Mayboom, dem Possendichter, den er bei einer Anwesenheit in Berlin ins Vertrauen gezogen hatte, daß er einen goldenen Hafersack in grünem Felde annehmen solle. Nachdem er der Reihe nach etwa ein Dutzend Wappen ersonnen, reizend gefunden und nach einigen Tagen als unzureichend verworfen hatte, blieb er schließlich bei dem, welches sein stolzes Banner jetzt zierte. Es zeigte in grünem Felde drei gewellte Querbalken, Silber, und in einem rothen Freiviertel, rechts, eine 1870er Kriegsdenkmünze, Naturfarbe. Die gewellten Querbalken waren eine Anspielung auf die Entwässerungskanäle seines Moorguts und die Denkmünze erinnerte an seine Kriegsthaten. Er vergaß nicht, daß er der Mitgift seiner Frau die Verwirklichung seines Lebensplans verdankte, und wollte ihr eine zarte Huldigung darbringen, indem er jeden Querbalken mit einer naturfarbenen Malve belegte. Er gab diesen Gedanken jedoch auf, als man ihm im Heroldsamte vorstellte, das Wappen würde dadurch überladen und es würde zugleich zu sehr den neugebackenen Adel verrathen. Paul versagte sich nichts. Auch einen Wappenspruch legte er sich zu. Der unverbesserliche Mayboom empfahl: „Der Moor hat seine Schuldigkeit gethan.“

Paul wählte: „Meinem Könige treu.“ Dem Satze die von einem Beamten des Heroldsamts vorgeschlagene Fassung zu geben: „Mînem künege trew“, hatte er doch nicht den Muth.

Aber wenn seine Erhebung in den Adelstand ihn in den letzten Monaten auch hauptsächlich beschäftigte und wiederholte Winterreisen nach Berlin veranlaßte, so hörte er darum nicht auf, an den armen Wilhelm zu denken. Sowol er als auch Malwine und der kleine Willy trugen ein volles Jahr lang tiefe Trauer um den Freund, der sich für sie geopfert hatte, und Paul errichtete ihm auf dem Hamburger St. Georgs-Begräbnißplatze ein prächtiges Denkmal, bei dem weder Granit und Marmor, noch Vergoldungen und ausführliche Verse gespart wurden. Das Grabmal gehört zu den Sehenswürdigkeiten des Kirchhofs und der Küster zeigt es den Fremden mit Stolz. Auch die alte Frau Brohl pflegte die Erinnerung an den Dahingegangenen. Ihre Spezialität war zwar das Anfertigen von Fahnen und Bannern geworden, seit Paul unter seinen Guts-Eingesessenen eine ganze Anzahl Vereine, darunter auch einen Krieger- und einen konservativen Wahlverein, gegründet hatte. Sie arbeitete jetzt jahraus jahrein an derartigen Kunstwerken, die sie aus schwerer Seide nähte und mit applizirten Sinnbildern und gestickten Sinnsprüchen und Inschriften so bedeckte, daß sie starrten, als wären sie

von Blech, und weder flattern noch rollen konnten. Aber als das Grabdenkmal für Wilhelm eingeweiht werden sollte, da legte sie Pauls Wappenbanner, an dem sie eben stickte, bei Seite und verfertigte einen Kranz aus Draht und weißen, schwarzen und lila Schmelzperlen, der über anderthalb Meter im Durchmesser hatte und auf dem man zwischen Lorbergewinden Wilhelms Namen und Todestag sowie die Worte: „Ewige Dankbarkeit“ las. Etwas Aehnliches hatte man in Hamburg nie gesehen und der Kranz wurde bei der Trauerfeier sehr bewundert.

Paul benahm sich bis ans Ende wie ein Mann von Gemüth und Charakter. Als die Adelsurkunde unterzeichnet war und Paul nach Berlin kam, um beim Kaiser Audienz zu nehmen und für die Gnade zu danken, da ging er zu Schrötter und bat ihn persönlich, die Einladung zu dem Feste anzunehmen, das er am ersten Mai auf seinem Gute zu geben gedachte. „Ich sehe Sie als den Vertreter Wilhelms auf Erden an“, sagte er, „und unser Wilhelm darf an diesem Freudentage nicht an meiner Seite fehlen. Ihm verdanke ich Alles. Er hat den Grundstein zu meinem Hause gelegt und mir den Erben erhalten, für den allein ich ja arbeite und strebe. Wenn Wilhelm unter uns weilte, er würde meine Bitte nicht abschlagen und in der Erinnerung daran werden Sie, Herr Doctor, mir auch nicht diesen

Kummer bereiten wollen." Die Worte kamen vom Herzen und bezeugten, daß Paul das Bedürfniß empfand, in seiner Weise Wilhelms Andenken eine Huldigung darzubringen. Schrötter konnte nicht anders als zusagen.

Er hatte sich von der furchtbaren Erschütterung, die ihm der Tod seines Freundes verursacht, äußerlich anscheinend wieder erholt, innerlich hatte er jedoch den Verlust um so weniger verwunden, als er sich noch häufig mit Wilhelms Angelegenheiten beschäftigen mußte und dadurch genöthigt war, in der Erinnerung an ihn zu leben. Wilhelm hinterließ keinen letzten Willen. Nachforschungen ergaben, daß in Löwenhagen bei Königsberg eine sehr entfernte Anverwandte von ihm lebte, die an einen armen Dorfschmied verheiratet und reich mit Kindern gesegnet war. Ihr fiel das Haus in der Kochstraße zu und das war für sie eine Glückswende, über die sich die wackere Gattin und Mutter zu sehr freute, als daß sie im Stande gewesen wäre, Trauer über den Tod des Erblassers zu heucheln, den sie gar nicht gekannt hatte. Alle Papiere Wilhelms überließ sie großmüthig Schrötter, nachdem sie durch vorsichtige Umfrage die Ueberzeugung erworben, daß sie höchstens nach dem Gewichte zu verkaufen waren. Er schenkte sie dem jungen Manne, den er und Wilhelm aus dem Dörfling'schen Vermächtniß hatten Naturwissenschaft studiren lassen. Der Beschenkte war begabt und klug

und machte dem Vertrauen Ehre, das seine Gönner in seine Zukunft gesetzt. Er fand den ersten Band der „Geschichte der menschlichen Unwissenheit“, der die frühmenschlichen Weltanschauungen und deren seelische Gründe behandelte, vollkommen druckfertig und zu zwei weiteren Bänden alle Notizen und Literatur-Nachweise, die nur zusammengefügt zu werden brauchten, um das Werk bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, bis zu den Versuchen Lavoisiers, aus denen die Unzerstörbarkeit des Stoffes gefolgert wurde, zu führen. Er gab den ersten Band im Herbst heraus. Auf dem Titelblatte nannte er sich als Verfasser, doch unterließ er als anständiger Mann nicht, in der Vorrede gewissenhaft anzugeben, daß er sich bei der Abfassung des Werkes „der Vorarbeiten eines der Wissenschaft durch einen tragischen Tod zu früh entrissenen Privatgelehrten, des Doctor Wilhelm Eynhardt, bedient habe“. Bei den weiteren Auflagen, die rasch nöthig wurden, da das Buch großen Erfolg hatte, blieb allerdings diese Vorrede als überflüssig weg. Der zweite Band folgte im nächsten Jahre, der dritte klugerweise erst zwei Jahre später. Weiteres erschien nicht. In diesen beiden Bänden war von Eynhardt gar nicht mehr die Rede. Der junge Mann, dessen Name das Titelblatt des Werkes schmückte, erhielt schon nach dem ersten Bande einen Ruf an eine Universität, zu deren Zierden er jetzt gehört. Auf An-

fragen wegen eines das neunzehnte Jahrhundert behandelnden Schlußbandes antwortet er mit dem Hinweis auf die große Bedenklichkeit einer Geschichte und Kritik unfertiger, noch allseitig diskutirter Hypothesen und Anschauungen und mit unbestimmtem Versprechen. Schrötter ließ all das achselzuckend geschehen. Er kannte Wilhelms Ansichten über Nachruhm und individuelle Unsterblichkeit und hielt es für zwecklos, den geschickten jungen Professor dafür zu bestrafen, daß er ein Mensch war wie die meisten andern auch.

Etwa drei Monate nach Wilhelms Tode erhielt Schrötter auch noch einen Brief von Auguste. Er sagte kurz und trocken, der Herr Doctor wolle offenbar nichts mehr von ihm wissen, er schreibe aber ein letztesmal, um seine neue Adresse mitzutheilen, für den Fall, daß man ihm doch noch einmal zu antworten wünsche. Er habe einen andern Platz suchen müssen, denn in Boulevard Pereire sei die Komödie zu Ende. Trotz aller Aufsicht habe sich die Frau Gräfin Morphin verschaffen können und in einer Julinacht, als die das Zimmer mit ihr theilende barmherzige Schwester schlief, habe sie sich so viele „Stiche" gemacht, daß man sie nicht mehr ins Leben zurückrufen gekonnt. Anne behaupte, es sei am Jahrestage der Bekanntschaft der Frau Gräfin mit dem Herrn Doctor geschehen. Ihm, Auguste, habe man bei der Auflösung des Haushalts die Sachen des Herrn

Doctors übergeben und er halte sie zu seiner Verfügung. Schrötter antwortete ihm, er solle sie behalten, und schickte ihm auch eine kleine Geldsumme als Vermächtniß Wilhelms. Pilars Selbstmord machte Eindruck auf ihn. Es gab also Frauen, die an Liebe sterben konnten, und zwar nicht im ersten Augenblicke eines tollen, leidenschaftlichen Schmerzes, sondern nach Monaten, nachdem die Nerven Zeit gehabt hatten, sich zu beruhigen. „Sie war hysterisch", sagte sich Schrötter, um allerlei peinliche Vorstellungen zu verscheuchen. Ganz gelang ihm dies indeß nicht. —

Als ihn nun Paul so beweglich bat, zu seinem Feste zu kommen, nahm er dessen Einladung an und befand sich am ersten Mai unter den Gästen, die Malwine an der Rampe von Friesenmoor-Haus empfing.

Im eichenholzgetäfelten großen Speisesaale, dessen Fenster nach dem Westen sahen, war ein Festmahl von vierundzwanzig Gedecken angerichtet. Nach ländlicher Art setzte man sich um Zwölf zu Tische. Malwine, welche reich gekleidet und geschmückt an der einen Langseite in der Mitte thronte, hatte den Kammerherrn von Swarte (aus dem Hause Hellebrand) und den Landrath zu ihrer Rechten und Linken. Paul, der ihr gegenüber saß, bestand gegen alle Etikette darauf, daß Schrötter an seiner Seite Platz nehme. So war derselbe denn sein Nachbar zur Linken, während zur Rechten

die seidenrauschende alte Frau Brohl die schöne Stunde mit stillem Entzücken genoß. Die immer bescheidene Frau Märker mußte es sich gefallen lassen, einen Platz hinuntergesetzt zu werden.

Der Pastor sprach bei Beginn des Mahls ein Tischgebet, was den Landrath sichtlich überraschte, doch den Kammerherrn erbaute. Der Jünglingsverein spielte vor den offenen Fenstern Tanzweisen und Märsche. Den ersten Trinkspruch brachte Paul auf den Kaiser aus, worauf der Landrath in wolgesetzter Rede auf den Hausherrn und seine Damen trank. Alles stieß mit einer Begeisterung an, welche durchaus nicht gemacht, sondern durch die köstlichen Speisen und edeln Weine völlig gerechtfertigt war. Inmitten des fröhlichen Tumults, während draußen der Tusch von Trompeten und Klarinetten schmetterte, wandte sich Paul zu seinem Nachbar, tippte leise mit dem Fuße seines Glases an den Rand des Glases, das Schrötter erfaßt hatte, und flüsterte ihm, von allen Anderen ungehört, ins Ohr: „Dem Andenken des Einen!" Er kehrte den Kopf jäh ab, neigte ihn über sein Glas und hatte mit der Serviette in seinem Gesicht und an seinen Augen zu schaffen. Schrötter nippte von seinem Weine und schloß die Augen. Man konnte an seiner mächtigen Stirne förmlich sehen, wie ein Gedanke gleich einem Wolkenschatten über sie hinzog.

Das Mahl dauerte reichlich zwei Stunden und

brachte Malwine feurige Complimente vom Kammerherrn ein, die sie mit gutem Gewissen annehmen konnte, da sie wußte, was sie dem großen Hamburger Restaurateur, der es lieferte, zu bezahlen hatte. Beim Nachtische wurde der Stammhalter herumgereicht. Willy, der endlich anfing, auch ein wenig in die Höhe zu wachsen, war unverkennbar ein vornehmes Kind. Er ging sittig von einem Gaste zum andern, wobei ihm der viel zu fett gewordene Fido nicht von der Ferse wich, reichte Jedem mit feinem Anstand die Wange zum Kusse, gab anmuthige Patschhändchen und durfte sich mit seinem kurzathmigen Hunde wieder entfernen, nachdem ihn Alles genügend bewundert hatte.

Als die Tafel aufgehoben war, zerstreuten sich die Gäste nach ihrer Neigung. Die Einen rauchten im Herrenzimmer Pauls ausgezeichnete Zigarren, die Anderen gingen ins Dorf hinab und sahen dem Volksfeste zu, das der Gutsherr seinen Leuten ausrichtete und auf dem es bei Gesang und Musik mit Tanzen und Trinken hoch herging, noch Andere machten einen Spaziergang durch die Aecker des Gutes, deren gelber Sandüberzug von der eben erst ihre Halme emporhebenden jungen Saat grün angeflogen war. Es war ein schönes Bild der Freude und des Gedeihens und der Glücklichste inmitten der Herrschaften mit den vom Mahle hochgerötheten glänzenden Wangen und der jauchzenden

und stampfenden Dorfleute schien der Hausherr zu sein. Er war reich, angesehen, von blühender Gesundheit, er hatte ein schattenloses Familienleben, Ehrenstellen, zahlreiche Orden, er war zum Rittmeister in der Landwehr befördert, überdies zur Kavallerie versetzt und nun sogar geadelt worden. Was konnte er noch wünschen?

Nun denn: wenn er glücklich schien, so trog der Schein. Es nagte ein Wurm an seinem Herzen. Er hatte gehofft, Freiherr zu werden, und nun war er nur einfacher „Herr von". So selten ist volles Glück auf Erden . . .

Schrötter erklärte, daß er am nächsten Morgen in Berlin wichtige Geschäfte habe, und verließ gegen halb vier Uhr das Gut. Er litt nicht, daß Paul, wie er es durchaus wollte, seine übrigen Gäste im Stiche ließ und ihn nach Harburg zum Bahnhof begleitete. Er fuhr allein hin und nahm den Zug, der gegen fünf abging und ihn über Uelzen nach Berlin führte.

Es war nahezu zwei Uhr Morgens, als er seine Wohnung erreichte. Er schlich auf den Fußspitzen in das Schlafzimmer, aber Bhani, die leicht und unruhig schlummerte, wenn er nicht da war, hörte ihn gleich; sie streckte ihm mit einem leisen Freudenrufe die Arme entgegen, drückte ihn an sich, während er sie auf die Stirn küßte, und wollte aufspringen, um für seine Bequemlichkeit zu sorgen. Er gestattete das nicht und

erklärte, er brauche nichts. So blieb sie denn ruhig und folgte ihm nur mit den Augen, als er seine Handtasche auspackte und alles in Ordnung brachte. Darauf trat er in sein Arbeitszimmer nebenan und schloß die Thüre hinter sich. Bhani hörte ihn eine Weile auf und ab gehen, dann schlug ein Knarren an ihr Ohr wie von einer Schublade, die aufgezogen wird. Sie wußte, was das bedeutete, und stieß einen Seufzer aus. Er nahm jetzt sein großes ledernes Buch mit den metallbeschlagenen Ecken hervor, sein Tagebuch, das seit Wilhelms Tode sein einziger Vertrauter war. Das arme schlichte Wesen begriff in seiner morgenländischen Feinfühligkeit sehr wol, daß ihr Sahib Sorgen hatte, die sie nicht verstand, und Schmerzen, die sie nicht theilen durfte, und sie wäre doch so glücklich gewesen, wenn er ihre Einfalt hätte erleuchten, ihr Alles erklären und seine Seele vor ihr ganz öffnen wollen! Der stolze Mann verschmähte das aber in seiner herben Selbstgenügsamkeit und sprach sich nur noch in seinem Tagebuche über das aus, was seinen Geist und sein Gemüth bewegte.

Jetzt saß er in der That an seinem Schreibtische und schrieb in das große Buch:

„Mein armer Eynhardt! Erst seit einem Jahre verschwunden und doch ist es schon, als wäre er nie gewesen. Was bleibt von ihm? Ein Buch, das einen

fremden Namen trägt, ein Hündchen, das jetzt vielleicht glücklicher ist als damals, da er noch lebte, ein Dutzendkind, das voraussichtlich ein Dutzendmensch werden wird, und ein Andenken in meinem Herzen, das an dem nicht mehr fernen Tage aufhört, an welchem dieses Herz stillesteht. Wenn dagegen Haber heute verschwände, so würden ein blühendes Land und Hunderte Menschen, deren Geschick er verbessert hat, laut bezeugen, daß sein Erdenwallen nicht unnütz gewesen ist.

„Und doch war Eynhardt ein herrlicher, auserlesener Mensch und Haber ist die verkörperte Alltäglichkeit. Jener hatte die Augen nach den Sternen gerichtet, dieser starrt auf den Boden zu seinen Füßen. Jener hatte die edelste Frucht vom Baume der Erkenntniß gepflückt, die Erkenntniß unseres Nichtwissens, dieser hat den Dünkel, sich für einen Forscher zu halten und Fragen gelöst zu haben. Aber die vornehme, große Seele hinterläßt keine Spur und der platte, mittelmäßige Mensch gräbt seinen Namenszug dauerhaft in die Erde des Vaterlandes. Was fehlte Eynhardt, um nicht nur ein harmonischer, sondern auch ein nützlicher Mensch zu sein? Offenbar der Wille. War aber dieser Mangel organisch? Ich glaube es nicht. Seine hohe sittliche Schönheit bestand ganz aus Ebenmaß und Gleichgewicht und diese Adelsnatur konnte unmöglich verkrüppelt geboren sein, neben ihren Vollkommenheiten

unmöglich eines so wesentlichen Organs wie des Willens entbehren. Seine Willenlosigkeit war nur die Folge seiner Einsicht in die Nichtigkeit des Menschentreibens, seine Wunschlosigkeit der Ausfluß seiner Geringschätzung alles Eiteln und Vergänglichen, seine Abkehr von der Welterscheinung tragischer Verzicht, hinter dieser jemals das Wesen, das ewige Ding an sich zu erreichen.

Warum hatte dieser deutsche Buddhist nicht Habers Freude an Thätigkeit! Welche ideale Blüthe der Menschheit wäre er gewesen, wenn er nicht nur gedacht, sondern auch gehandelt hätte! Aber wünsche ich nicht Unmögliches? Schließen die beiden Naturen einander nicht aus? Ich fürchte es. Um unbekümmert das Nächstliegende anzugreifen, darf man nicht darüber hinaussehen. Man muß wie der Stier sein, der auf den rothen Mantel losgeht. Er thäte es nicht, wenn er hinter dem Lappen den Mann mit dem Schwerte und und hinter dem Mann mit dem Schwerte zehntausend Zuschauer sähe, die doch die Arena nicht verlassen werden, ehe der Stahl sein Herz durchbohrt hat. Wer hinter dem Nächsten die ferneren und fernsten Ursachen sieht oder ahnt, der verliert, vom Schauspiel der Unendlichkeit ursächlicher Verkettungen gelähmt, den Muth zum Eingreifen. Und umgekehrt, um diesen Muth zu behalten, um mit Freude und Eifer menschliche Erfolge anzustreben, muß man sich der Menschen und ihrer

Einrichtungen bedienen, die Schachpartie des Lebens mit Geduld und nach den kindischen Regeln spielen, allem Kleinen und Unwesentlichen Wichtigkeit beimessen, und dazu wird sich die überlegene Auffassung des Weisen nicht herablassen wollen.

„Ich denke immer wieder darüber nach. Wenn die Menschheit aus lauter Habers bestände, so wäre die Erde blühend, es gäbe sehr viel Brod und Geld, aber unser Leben würde dem des Hornviehs gleichen, das löblich weidet und mistet und zufrieden ist, wenn es wiederkäut. Bestände die Menschheit aus lauter Eynhardts, so wäre unser Dasein ein stetes Lustwandeln voll seliger Ruhe im Garten des Akademus in Gesellschaft Platons, aber die Menschheit würde verhungern und mit diesem weisen und edeln Geschlecht aussterben, wenn die Sonne nicht aus Erbarmen ohne ihre Mitwirkung Körner und Baumfrüchte zeitigte und einige der Philosophie besonders unzugängliche Weiblein nicht die übersinnlichen, leidenschaftlosen Denker in einem Augenblicke mangelhafter Selbstüberwachung überrumpelten und zu kleinen Thorheiten verleiteten.

„In gleicher Ausbildung den engen Gesichtskreis, das naive Selbstvertrauen und den kecken Thätigkeitsdrang Habers und die hohe Idealität und Erkenntniß Eynhardts zu vereinigen ist unmöglich. Man kann nur der Eine oder der Andere sein. Wer hat nun für die

Welt größern Werth? Wer hebt die Menschheit zu höheren Entwickelungsstufen? Wer erfüllt seine Menschenpflicht besser? Wessen Weltanschauung und Lebensführung ist die richtigere? Wen möchte ich dem kleinen Haber, den Eynhardt mit seinem Leibe aus dem Verderben erlöst hat und in welchem sich gewissermaßen sein Leben fortsetzt, als Vorbild wünschen? Mein alter Pyrrhon, der du zweiundzwanzig Jahrhunderte vor mir der Rede tiefsinniger Brahminen gelauscht hast, ich kann nur mit dir antworten: ‚Ich entscheide nichts.‘ ‚Uden horizo.‘“

Ende.

